

Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

INSTITUTIONEN

Stabilisierung von Ordnung
durch Repräsentation? **235**

11 LEITSÄTZE DER EKD

Selbstmord aus Angst vor dem Tod **249**

POIMENIK

Seelsorge an der Kirchentür **252**

PREACHERSLAM

„... dass ein kaputtes Schloss
zum Küssen anregen kann“ **256**

KIRCHE MIT HOFFNUNG

Investitionen in den Geist **261**

Liebe Leserin, lieber Leser,

in Ihren Händen halten Sie die letzte Nummer unseres Pfarrblattes in diesem Jahr. Das Heft kommt ein wenig später, als Sie es gewohnt sind. Die Gründe: Schriftleiter Martin Franke kam durch Krankheitsausfälle im Synodalbüro in eine nichtvorhersehbare Arbeitsüberlastung. Der Redaktionsbeirat hat mich beauftragt, die schon sehr gut vorbereitete Endredaktion vorzunehmen und das Editorial zu schreiben.

Das Ergebnis haben Sie vor sich, erstmals seit einigen Jahren angereichert mit Fotos, und zwar von den Ordinationsjubiläen in der EKKW. Eine weitere Besonderheit: Mehrere Artikel wurden übernommen aus Pfarrblättern anderer landeskirchlichen Pfarrvereine. Diese Art der Informationspraxis von „best-practice“-Beispielen ist genauso ausbaufähig wie die Verwendung von Fotos. – Die Kirchenreformdiskussion ist mit zwei gewichtigen Stimmen und einer Andacht vertreten und wird in einigen Leserbriefen kritisch fortgesetzt. Sie wird uns noch eine Weile heftig beschäftigen! Über „Seelsorge zwischen Tür und Angel“ wird nachgedacht. Dass es provokante, kulturtheologisch interessante „Preacher-Slams“ gibt, wusste ich bislang noch nicht. Als Ruhestandsvertreter im hessen-nassauischen Verein hat mich natürlich besonders L. Grigats Kurzbericht elektrisiert: In der EKKW können die Ruhestandspfarrer*innen ihre ekkw-mail-Adressen weiter nutzen! Sehr gut. Dergleichen ist mir aus der EKHN nicht bekannt. Sollte die Nutzung des EKHN-Netzwerkes nicht für alle Ruheständler, die das wollen, auch hierzulande gängige Praxis werden? Da scheint mir noch Optimierungsbedarf.

Kurz will ich noch hinlenken auf die Herausforderungen, die uns diese Corona-Zeiten allen abfordern. Die Kolleg*innen im aktiven Dienst haben es in

diesen Advents- und Weihnachtstagen wieder mit den Jahresarbeitsspitzen zu tun. Erschwerend kommt hinzu, dass sie neue Formate erfinden müssen, um Menschen mit all den notwendigen Abstandsreglements erreichen zu können. Erfreulicherweise wird fast überall experimentiert mit großer Kreativität, Vielfalt und Geduld. Auch die Schnelligkeit fand ich erstaunlich, mit der die meisten Haupt- und Ehrenamtlichen sich mit digitalen Verkündigungs- und Sitzungsformen angefreundet haben. Das alles aber erfordert disziplinierteste Mehrarbeit und oft Wiederholung von Gottesdiensten oder Veranstaltungen, weil so viel Bedarf an den Feiertagen da ist. Und doch werden gerade Ältere, die mit der Technik nicht vertraut sind, regelrecht „abgehängt“. Die Vereinsamung wächst. Welche Spätfolgen das physisch, aber auch psychisch, und dann für unsere Seelsorge zeitigt, wird sich schmerzlich und gravierend zeigen.

Umso trauriger bin ich, dass die Synode der EKHN den Corona-Bonus für Pfarrer*innen abgelehnt hat, den sie an alle anderen (tarifvertraglich gebundenen) Mitarbeiter*innen der Kirche zahlen muss (Kosten: 1,7 Mill). Das hätte sie für die Pfarrer ca. 470.000,- € gekostet. Wie gesagt: Ein trauriges Beispiel der Würdigung und Anerkennung unserer Arbeit! Ich bin sicher, dass viele dieses Geld wiederum gespendet hätten.

Blieben Sie alle behütet und gesegnet. Lassen Sie das kommende Licht des Gottessohnes andere und sich selbst erleuchten! Für das neue Jahr möge uns Gott seinen Geist, viel Geduld und Gesundheit schenken. Das wünsche ich Ihnen – auch im Namen von Martin Franke

Ihr Dr. Ernst L. Fellechner



DIE FOTOS IN DIESEM HEFT

stammen vom **Ordinationsjubiläum in der EKKW**, das am 11. September 2020 in der Stadtkirche Bad Hersfeld stattfand. Diesmal – aufgrund von Covid 19 – ohne Gemeindegottesdienst und Abendmahl, aber mit Gesang von Margot Greszik (Foto 9) begleitet von Kantor Sebastian Bethge (Orgel) und Anastasia Boksgorn (Geige) (Foto 2). Die Predigt hielt Prälat Bernd Böttner (Foto 6). Pfarrer Frank Nico Jaeger (Foto 3) gestaltete die Liturgie, und Pfarrvereinsvorsitzender Frank Illgen (Foto 4) hielt die Lesung und die Fürbitten. Erstmals fanden coronabedingt zwei Gottesdienste statt: vormittags für die 40- (Foto 7), 50- und 60-jährigen Jubilar*innen (Foto 10), Pfr. i. R. Wolfgang Köster (60 Jahre) und Ehefrau Sigrid Köster (Foto 8), und am Nachmittag für die 25-jährigen Jubilar*innen vom Frühjahr (Foto 1) und Herbst (Foto 5) 1995.



Foto 1: © medio.tv/Socher

INSTITUTIONEN

Stabilisierung von Ordnung durch Repräsentation?

von Professor Dr. Michael Moxter

In den gegenwärtigen Reformdiskussionen wird immer wieder angefragt, ob Kirche nicht immer noch zu sehr als Institution denke und handele. Sie müsse eher mitgliederorientierte Organisation mit Dienst(leistungen) für Mitglieder oder gar experimentelle Bewegung werden. Im Folgenden befragt Michael Moxter

den Institutionenbegriff mit spannenden Folgerungen für Sakraments-, Ehe-, Amts- und Kirchenverständnis.

Der Autor (Jahrgang 1956) ist Professor für Systematische Theologie mit Schwerpunkten Dogmatik und Religionsphilosophie an der Universität Hamburg, Mitglied der Kammer für Theologie der



Nordkirche sowie Vorsitzender der Fachgruppe Systematische Theologie der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie. Seinen Artikel, der zuerst in der Zeitschrift für Evangelische Ethik 3–2020, 64. Jahrgang, Seite 185ff., erschienen ist, übernehmen wir in gekürzter Fassung mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlages.

Das Historische Wörterbuch der Philosophie nennt „Institution“ einen Begriff von „kaum präzisierbare[r] Allgemeinheit“¹. Man wird diese Einschätzungen ernstnehmen müssen, zumal man beobachten kann, wie die Systemtheorie mit Begriffen wie ‚Institutionalisierung‘, ‚Organisation‘ oder mit dem Abstieg vom Substanzbegriff zum Funktionsbegriff oder zu Systemoperationen den Institutionenbegriff zu vermeiden suchen. Freilich gibt es gute Gründe, vor vagen Begriffen nicht einfach die Flucht zu ergreifen oder sie umstandslos durch besser beleumundete Terminologie zu ersetzen. Nicht immer ist es rational, ein schärferes Bild vorzuziehen², vor allem dann nicht, wenn Sachfragen und Themenbestände auf diese Weise aus dem Blick geraten. Die Revision des Institutionenbegriffs bietet auch Chance zur Trendverweigerung.

Der moderne Abschied von der Institution

Ein Verabschiedungsgestus gegenüber dem Institutionenbegriff macht sich auch in den evangelischen Kirchen bemerkbar. So lag im November 2019 der Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland ein Text zur Beschlussfassung vor, der „Grundlinien kirchlichen Handelns bei Taufe und Abendmahl sowie bei Gottesdiensten anlässlich der Konfirmation, der Trauung

oder der Bestattung“ im Vorgriff auf zu erwartende Neuregelungen innerhalb der VELKD vorstellte und von der Kirchenleitung der Synode zur Annahme mit der Begründung empfohlen wurde, der neue Text beseitige „ein[] obrigkeitlich wirkende[s] Kirchenverständnis[], das in älteren Regelungen z. T. anklingt“ und vollziehe die „sprachliche Abkehr von der Vorstellung der Kirche als einer staatsanalogen Institution“³. Der angestrebten Sprachbereinigung entsprechend verzichtet der Text auf den älteren Begriff der Amtshandlung(en) vollständig und beschreibt die Kasualpraxis durchgängig als „Dienstleistungen“, die von Kirchenmitgliedern regelhaft abgerufen, aber auch Nichtmitgliedern sollen gewährt werden können.

Seit Schleiermacher hat die Substitution des Amtsbegriffs durch den Begriff des „öffentlichen Dienst[es] am Wort“⁴ Sprachgeschichte geschrieben und auch die Vierte These der Barmer Theologischen Erklärung bindet den Amts- bzw. Ämterbegriff aus guten Gründen an den Dienstgedanken⁵. Doch die Überwindung des hoheitlichen Klanges wird mit einer systematischen Tilgung des Institutionen- und

3 https://www.nordkirche.de/fileadmin/user_upload/Synodenportal/Dokumente_2019/Synode_201911_Grundlinien_kirchlichen_Handelns.pdf Auch der sonst lesenswerte Kommentar von Thomas Klie belässt es in Fragen der Institutionenterminologie bei Verdrängungsstrategien (Thomas Klie: Kausaltheoretische Überlegungen am Beispiel der Bestattung, in: Grundlinien kirchlichen Handelns im Diskurs. Tagungsdokumentation. Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland (Hg.), Kiel 2019, 16–26, hier: 21.

4 Friedrich Schleiermacher: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt (1830/31) § 134, in: ders., Kritische Gesamtausgabe, I. Abt. Bd. 7, hg. von Hans-Joachim Birkner u.a., Berlin/New York 1980, 999.

5 „Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes“, Alfred Burgsmüller/Rudolf Weth (Hg.): Die Barmer Theologische Erklärung. Einführung und Dokumentation, Neukirchen 1983, 37.

1 Herbert Dubiel: Art. Institution, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 4, Basel 1976, 418–424; 418.

2 Vgl. Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, § 71, Frankfurt a. M. 1971, 60.



Amts begriffs erkauf – oder setzt man hier das längst demokratisch gewitzte Kind ins Badewasser der Großeltern, um es mit diesem auszuschütten? Eine Kritik des Etatismus oder des Machtstaates könnte glaubwürdig sein, ohne den Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft oder zwischen politischem Amt und politischem Engagement zu nivellieren.

Das Bild der politischen Wirklichkeit, das der Synode zugunsten der Abkehr von einem obrigkeitlichen Institutionenbegriff angesonnen wurde, dürfte jedenfalls von der Verfassung unseres Landes und ihren institutionellen Garantien ähnlichen Abstand halten wie das Wunschbild der Nähe zu den Kirchenfernen von deren Lebenswelt. Deshalb muss die Rückfrage erlaubt sein, ob nicht blinde Flecken entstehen, wenn man auf den Begriff der Institution verzichtet. In analoger Weise fragt sich, was man unsichtbar macht, wenn man nur noch von ‚Religionsverfassungsrecht‘ und vom ‚Staats-Kirchen-Recht‘ gar nicht mehr spricht⁶.

Nimmt man die Probleme ernst und zugleich die einschlägigen Phänomene wahr, wird man zwar keine Rehabilitierung der Institutionenlehre ausrufen, aber doch auf einige Dimensionen aufmerksam machen, die es im Auge zu behalten gilt.

I. a) Institutionen als Reaktion auf begrenzte Lebenszeit

Institutionen kann man als allergische Reaktionen im Umgang mit Zeit beschreiben. Mit ihnen reagieren wir auf deren Knappheit, die es den Individuen nicht gestattet, von einem Nullpunkt ihres gut gewordenen Willens, ihrer zur Vernunft gekommenen Maximenbildung oder ihrer vom christlichen Glauben veränderten Lebensführung gleichsam ab ovo eine sozio-kulturelle Handlungswelt aufzubauen. Die zur Verfügung stehende

6 Beamtenstatus der Pfarrerinnen und Pfarrer, ihre Amtstracht oder eine staatlich einbehaltene Kirchensteuer mag man abschaffen wollen, aber man versteht die Herkunft dieser Regelungen nur im Horizont institutioneller Analogien.

Lebenszeit reicht nicht hin, um weltgestaltend von vorne zu beginnen⁷.

Institutionen inkorporieren daher vergangenes Handeln und schon getroffene Entscheidungen und präfigurieren auf diese Weise die Möglichkeiten und rationalen Formen gegenwärtigen und zukünftigen Handelns. Sie stärken die Erwartbarkeit von Handlungen, ohne Gegenwart oder Zukunft dadurch zu determinieren⁸.

Zugleich aber erscheinen Institutionen als Überreaktionen, wann immer das Zusammenspiel von Inkorporation und Präfiguration von den jetzt Handelnden in einer Form erlebt wird, in der es allein auf gespeicherte Zeit, also auf die Bewahrung ihrer altherwürdigen Seite ankommt. Dann erdrückt eine Institution die Handlung, die sie ermöglichen soll und wird zu einer nur faktisch in Rechnung zu stellenden, bloß fürs erste zu berücksichtigenden Rand- oder Rahmenbedingung von Entscheidungen. Sie vermag nicht länger, Vorzugswahlen freier Subjekte anzuregen und zu vermitteln.

Eine Institution ist – in diesem Sinne verstanden und in Anlehnung an Merleau-Ponty gesprochen: „ein Symbolsystem, das als Funktionsstil und einheitliche Gestaltung“ von einem Subjekt „übernommen wird, ohne durch es konzipiert werden zu müssen“⁹. Institutionen ermöglichen eine *circulation intérieure* zwischen Vergangenheit und Zukunft¹⁰ und bereichern damit die Erfahrung „um eine Dimension der Dauer“. Erst in Bezug darauf kann „eine Reihe anderer

7 Das wusste schon der Meister aller Neuanfänge, als er der Letztbegründung der Wissenschaften eine *morale par provision* beigesellte. Vgl. René Descartes: *Discours de la methode*, in: Charles Adam/Paul Tannery (Hg.), *Oeuvres de Descartes*, Bd. IV, Paris 1898–1910, 22.

8 Vgl. für diese Formulierung Petra Gehring: *Die Evidenz des Rechts*, in: Dirk Rustemeyer (Hg.): *Formfelder*, Würzburg 2006, 29.

9 Maurice Merleau-Ponty: *Vorlesungen I*, übers. v. Alexander Métraux, Berlin 1973, 44; vgl. Sophie Loidelt: *Einführung in die Rechtsphänomenologie*, Tübingen 2010, 242.

10 Merleau-Ponty, aaO. 76.



Erfahrungen Sinn haben und eine denkbare Fortsetzung oder eine Geschichte bilden“¹¹. Bestimmte Handlungsformen und -stile entwickeln sich nur, weil dem Handelnden nicht alles Mögliche offensteht, sondern Entscheidungen unter der Bedingung zu treffen sind, dass andere Entscheidungen bereits getroffen wurden.

Husserl: Europäische Wissenschaft als Urstiftung

Ein Beispiel dafür ist eine Stiftung, die Jahr für Jahr eine Entscheidung herbeiführt, an wen eine begehrte Auszeichnung und das mit ihr verbundene Preisgeld vergeben wird, bei der das zuständige Gremium diese Aufgabe aber nur erledigen kann, weil in der Vergangenheit eine bestimmte Summe zur Verfügung gestellt wurde und der Stiftungswille noch immer Beachtung findet. Die Institutionalisierung entlastet von den Kontingenzen einer aktuellen Einwerbung eines Preisgeldes und enthält das Ansinnen, auch im laufenden Vergabezyklus eine*n Preisträger*in zu finden.

Bekanntlich nannte Husserl die europäische Wissenschaft eine „Urstiftung“¹²: Das Unternehmen der Wissenschaft gerät zwar immer wieder in Grundlagenkrisen, aber ihr Anspruch auf Erkenntnis der Wahrheit wird gerade angesichts skeptischer Infragestellungen bestätigt. Was auch immer sinnvoll bezweifelt werden kann, ist in dem mit der Wissenschaft gesetzten Rahmen zu klären. Dass es für eine Radikalfragestellung der Wissenschaft sozusagen immer schon zu spät ist, da alle tatsächlichen Zweifel nur in rationalen Verfahren und in neuen wissenschaftlichen Methoden konkretisiert werden können, zeichnet sie als *Urstiftung* aus. Die französischen Übersetzer von Husserls Stiftungsmetaphorik geben diese mit dem

¹¹ AaO. 75.

¹² Edmund Husserl: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, hg. von Walter Biemel, Den Haag 1954 (*Husserliana* Bd. VI), 331.

Begriff der Institutionalisierung bzw. der Institution wieder¹³.

I. b) Gunst der Institution: Ich muss nicht an allem beteiligt sein

Es zeigt sich eine Dialektik, die man in bekanntem Jargon als Komplexitätssteigerung durch Komplexitätsreduktion beschreiben darf: Wäre nicht im Moment und in der Form der Stiftung gehandelt worden, so fielen aktuelle Handlungsmöglichkeiten aus. Müsste die Stiftung jetzt erst noch erfolgen, bliebe für die konkrete Handlung unter Umständen keine Gelegenheit. Zu den Bedingungen der Möglichkeit von Handlungen gehört, dass bereits gehandelt wurde.

Begreift man Institutionen als Chancen des Handelns, so legt sich Zurückhaltung gegenüber der Spur nahe, die Hans Blumenberg im Sinne seiner weitverzweigten Auszeichnung von Delegation legt, wenn er es „die Gunst der Institution“ nennt, nicht an allem selbst beteiligt sein zu müssen¹⁴. Die Bemerkung, Institutionen sparten Zeit für anderes, liegt zwar im Umkreis der bisherigen Beobachtungen, insinuiert aber, die eigene Beteiligung verschieben, Handlungsdruck also um- und ableiten zu können. Das ermäßigt das Verhältnis von Institution und Freiheit zugunsten einer privat genutzten Freiheit jenseits der Institutionen. So etwas wie ‚Institutionen der Freiheit‘ kämen dann gar nicht erst in den Blick.

I. c) Institutionen nehmen die unbekanntes Nächsten in den Blick

Die Beobachtung, dass Institutionen Handlungen ermöglichen, die ohne sie nicht verlässlich zu erwarten oder unmöglich wären, gilt nicht nur diachron, sondern auch synchron. Koexistenz mit anderen Subjekten gestaltet sich nicht allein im sozialen Nahbereich derer, die begleitende Beobachter*innen oder

¹³ Sophie Loidelt: Einführung, aaO. 241.

¹⁴ Hans Blumenberg: Arbeit am Mythos, Frankfurt a. M. 1979, 13.



unmittelbar Betroffene des Handelns sind, kurz: derer, die wir im Auge haben, sei es in der Variante des entfremdenden Angeblicktwerdens wie bei Sartre oder der einer ins Gesicht geschriebenen unbedingten Forderung wie bei Lévinas.

Vielmehr erreicht der Sinn fürs Soziale bzw. für das menschliche Gattungsbewusstsein seine Vollkräftigkeit erst, wenn zur und zum Nächsten der eigenen Lebenswelt die unbestimmt Vielen hinzutreten, die im faktischen Erleben allein im Modus der Mitvergegenwärtigung („Appräsentation“) präsent sind, die miterücksichtigt sein wollen, ohne je im eigenen Handlungsfeld aufzutreten. Es handelt sich um Dritte, um Andere zum Anderen, zum Alter Ego, mit dem ein Ich Umgang hat. Diese unbestimmt Vielen sind weder über Freundschaft noch über Feindschaft, weder über Inklusion noch über Exklusion im Spiel. Aber ihre Ko-Existenz ist unbestreitbar. Es gehört deshalb zum Begriff der Person, dass sie zu anderen Personen nicht nur in einem personalen Verhältnis steht.

Ricoeur hat vor diesem Hintergrund die Institution als Form einer sozialen Beziehung beschrieben, die zu einem „Gegenüber ohne Gesicht“, zu einem „Jedermann“ erweitert sei: Neben dem „Nächsten, der durch sein Antlitz sichtbar wird“, tritt ein Dritter und mit ihm die Vielen, die „auf der juristischen, sozialen und politischen Ebene Rechtsträger“ sind und zu denen man nur durch Vermittlung der Institution in Beziehung steht¹⁵. Es handelt sich um Dritte, die nicht durch miterlebte Kommunikation einbezogen werden können¹⁶. Ricoeur formuliert damit ein zentrales Argument für

Institutionalität: Institutionen sind unverzichtbar, weil die Sphäre des Ethischen weiter reicht als (Nächsten-)Liebe, Solidarität und Mitleid oder als die rechtfertigungstheologisch begründete Zuwendung zu einem Anderen, dem der Christenmensch zum Christus wird. Die ethische Beziehung reicht über die oder den Andere*n hinaus zum Jedermann bzw. zur Jederfrau, die eine konkrete Person ist, ein Individuum mit eigener Geschichte, aber ausschließlich im Modus der Unbestimmtheit und Unbekanntheit bleibt.

Ethik ist daher nicht ausschließlich als Theorie des guten Lebens in Relation zum Anderen zu konzipieren, sondern umfasst den Willen, „in gerechten Institutionen zu leben“¹⁷. Man könnte von einer Triangulierung des Freiheitsbegriffs sprechen: Ein Mensch allein kann nicht frei sein¹⁸. Aber diejenige Freiheit, die sich im Zusammensein mit Anderen konkretisiert, führt über das Verhältnis von Ich und Du hinaus, so dass freie Subjekte auch auf den Kanälen transpersonaler Verhältnisse erscheinen. Institutionen bearbeiten diese ternäre Struktur.

I. d) Institutionen schaffen Vertrauen durch Bilder

Neben der Zeit- und der Sozialdimension ist noch ein weiterer Gesichtspunkt herauszustellen: Institutionen sind keine rein objektiven Größen oder bloße Techniken der Handlungsvermittlung, sondern bauen sich mit imaginativ-imaginären Aspekten auf und aus. Diese symboltheoretische Dimension hängt mit ihrer Funktion, Entscheidungen nicht erst erarbeiten zu müssen, sondern sie als bereits getroffene Entscheidungen kommunizieren zu können¹⁹, zusammen.

15 Paul Ricoeur: Vom Text zur Person: Hermeneutische Aufsätze, Hamburg 2005, 76.

16 Niklas Luhmann: Institutionalisierung. Funktion und Mechanismus im sozialen System der Gesellschaft, in: Herbert Schelsky (Hg.), Zur Theorie der Institution, Düsseldorf 1970, 27–41; 33. Luhmann fügt hinzu: „Gerade die Unbestimmtheit, Uneinschätzbarkeit und Unbefragbarkeit der relevanten Dritten garantiert die Verlässlichkeit und Homogenität der Institutionen“ (ebd.).

17 Paul Ricoeur: Vom Text zur Person, aaO. 76.

18 Um eine Formulierung Hermann Krings aufzunehmen. *Hermann Krings: System und Freiheit*, Freiburg 1980, 125.

19 Niklas Luhmann: Die Religion der Gesellschaft, aaO. 232.



Institutionelles Handeln operiert nämlich über Bilder und Vorstellungen, mit denen es sich selbst beschreibt und durch die es Handelnde und Behandelte prägt.

Gegenüber einer bloß funktionalen Koordination von Handlungen (rechts vor links im Straßenverkehr) projizieren Institutionen Bilder mit Überschussqualität. Die Rechte oder die Linke sind eben keine bloße Prolongation der Sitzordnung im Plenarsaal, sondern Imaginationen, die zur Institution der parlamentarischen Ordnung wesentlich gehören. Dieser fiktionale Gesichtspunkt ist schon in den ältesten Schichten des Institutionenbegriffs anzutreffen, in Kontexten, die sich um den Gründungswillen ranken. So gehört zur Stiftung eine Urkunde oder eine testamentarische Verfügung, eine Erklärung des Stifters und damit ein Bild, wie an ihn erinnert werden soll, zu dem, was als ‚eingesetzt‘ gilt. Davon machen auch die theologischen Verwendungsweisen des Institutionenbegriffs inflationären Gebrauch, wenn sie der als eindeutig vermeinten Naturordnung einem vom Schöpfer den Sachen eingeschriebenen Willen abzulauschen vermögen, mit dem der Schöpfer als Gesetzgeber vorgestellt wird.

Ehe, Taufe, Abendmahl und Predigtamt gründen auf Erzählungen

Entsprechend ist der Ehe als Institution das Bild des Verlassens von Vater und Mutter eingeschrieben, das vermutlich in Exogamieregeln einer Sippenkultur gründete und das in hochindividualisierten Kulturen seinen lebensweltlichen Ort mit dem Beginn der Ausbildung oder mit der eigenen Wohnung enger gekoppelt ist als mit der Heirat. Sexuelle Beziehungen festigen sich heute unter dem Dach der Eltern. Dennoch präsentiert sich, was wir „Ehe“ nennen, im Horizont dieser und anderer Bilder, in denen Erinnerungen und Erwartungen interferieren²⁰.

²⁰ Vgl. Anke Spory: Familie im Wandel. Kulturwissenschaftliche, soziologische und theologische Reflexionen, Münster 2013.

Letzteres gilt auch für die Überzeugung, Taufe und Abendmahl seien vom Auferstandenen bzw. von Jesus am Abend vor seinem Tode gestiftet oder das Predigtamt sei von Gott selbst eingesetzt²¹. Gerade an der theologischen Rede von Institutionen zeigt sich, dass die symbolisch-imaginäre Bedeutungsschicht nicht nur ein historischer Beifang ist, der sich im Netz der Institutionen findet. Sie scheint vielmehr wesentlich für das Vertrauen zu sein, von dem Institutionen zehren und an das sie appellieren. Institutionen rechtfertigen sich nicht über ihre Funktion, auch nicht ausschließlich über die Autorität von Stiftern, sondern verbünden sich mit Narrativen und Symbolen, kraft derer sie in einem bestimmten Licht erscheinen.

Es ist für unser Thema nicht unerheblich, dass die Einsetzung des Predigtamtes und der Sakramente nicht im nackten Befehl des göttlichen Machthabers erfolgt, also nicht aufgrund eines bloßen Imperativs ins Sein tritt, sondern dass die theologische Begründung ein Gründungsgeschehen in Erinnerung ruft, das mit einem gegebenen Versprechen, einer unbedingten Zusage und mit einer Erzählung verbunden ist („in der Nacht, da unser Herr verraten war, nahm er ...“)²². Diese Institutionalisierung vermittelt sich über Passionsnarrative, die die Prägnanz einzelner Worte unter Umständen den Bildgebungen verdanken, zu denen die Werke der bildenden Kunst und das von Paulus eingeführte Bild des Herrenleibes gehören, an dem als Glied teilhat, wer den

²¹ CA V. Die deutsche Übersetzung macht explizit, was im *passivum divinum* des lateinischen Textes mitschwingt: „institutum est ministerium docendi evangelii et porrigendi sacramenta“: „Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt“ (BSLK 58).

²² Luther bewegt sich gelegentlich auf dem schmalen Grat der Angleichung der Institutionalisierung an die reine Befehlsgewalt – etwa wenn er seine Enttäuschung darüber bekundet, dass auch unter den nun endlich evangelisch gewordenen Gemeinden die Zahl derer, die zum Abendmahl kommen, zu wünschen übriglässt. Dann fordert er vor allem Gehorsam gegenüber dem Willen des Stifters; vgl. Großer Katechismus: Von dem Sakrament des Altars (BSLK 707–725; 715f).



Leib des Herrn empfängt²³. Mit der Taufe ist es ähnlich: ihre Einsetzung ist mit der Erinnerung an die Taufe des Johannes, an Jesu eigene Taufe und an seinen Tod (Röm 6, 1–5) verbunden.

Institutionen: Sinnüberschuss statt rechtlicher Regeln

Dieses an der theologischen Urszene der Institutionalisierung erkennbare Verhältnis zwischen Einsetzung und Erinnerung entspricht der kulturgeschichtlichen Beobachtung, dass die Legitimation von Institutionen mit Gründungsmythen, Geschichten und Fiktionen verwoben ist. Um es mit dem amerikanischen Rechtstheoretiker Robert Cover zu sagen: „No set of legal institutions or prescriptions exists apart from the narratives that locate it and give it meaning. For every constitution there is an epic; for each decalogue a scripture. Once understood in the context of the narratives [...] law becomes not merely a system of rules to be observed, but a world in which we live“²⁴.

Es ist diese dritte Ebene der Einbettung der Institutionen in Lebensformen und Narrative, im Blick auf die man die Frage diskutieren sollte, ob die sich von Aristoteles über Hegel bis zu Joachim Ritter erstreckende Privilegierung des Güter- bzw. Institutionenbegriffs den Vorwurf metaphysischer Hypostasierung verdient und durch eine konsequente Entfaltung rechtlicher Regeln, also durch Festlegung gegenseitiger Rechte und Pflichten, ersetzt werden kann. Traut man dieser Strategie nicht, so tut man gut daran, die Gegenthese auf das Phänomen auszurichten, das ich einmal „Sinnüberschuss“ nennen möchte: Institutionen treten mit einer Bugwelle symbolischer Repräsentationen auf.

23 Zum Verhältnis von Bild und Sakrament vgl. meine Ausführungen in: Friedhelm Hartenstein/ Michael Moxter: Hermeneutik des Bildverbots, Leipzig 2016, 282–286.

24 Robert M. Cover: The Supreme Court 1982 Term. Foreword: Nomos and Narrative, in: Harvard Law Review 97 (1983), 4–68; 4f.

II. Lebenswelt: Selbstverständlichkeit, die vom Zerfall gefährdet ist

Von Institutionen erhofft man Stabilität, und da letztere im Bereich menschlichen Handelns nicht definitiv zu gewinnen ist, so erwartet man zumindest: Stabilisierung durch Institutionalisierung. Ihr Grenzwert ist die Lebenswelt als eines Horizontes der Selbstverständlichkeiten, die allen Setzungen wie auch allen Infragestellungen und alternativen Handlungsmöglichkeiten vorausgeht. Was zur Lebenswelt gehört, ist nicht stabilisierungsbedürftig, genießt also einen Vertrauensvorschuss, der solange währt, wie sich kein Zweifel und keine Kritik regen.

Die unmittelbare Gewissheit, wie sie der Lebenswelt eigen ist, macht aber auch ihre Anfälligkeit aus. Dringt Kritik in sie ein, zerfällt sie, wenn auch vielleicht nicht so restlos in einem einzigen Augenblick, wie Habermas unterstellt²⁵. Aber richtig ist, dass die Lebenswelt vor Destabilisierung nicht geschützt ist, gerade weil sie den Boden ausmacht, auf dem alles steht und auf den alles zurückfällt, was einstürzen könnte. Sie selbst ausgenommen.²⁶

Wissenschaft: Institution, die durch beständige Widerlegung stabilisiert wird

Betrachtet man ihren Kontrastpol, die Wissenschaftswelt, so zeigt sich, dass in dieser beständig mit Widerlegungen (Falsifikationen) gerechnet wird, und sie gerade darum länger hält. In der daraus folgenden Paradoxie der Stabilisierung durch Labilisierung zeigt sich nicht nur etwas Typisches für die Wissenschaft, sondern eine eigentümliche Leistung der Institutionalisierung. Institutionen

25 Jürgen Habermas: Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze, Frankfurt a. M. 1992, 92.

26 „[J]ede Lebenswelt ist instabil, weil sich das Unbekannte nicht damit begnügt, irgendwo darauf zu warten, daß es entdeckt wird, sondern seinerseits über den Horizont der Lebenswelt in diese eindringt und einbricht“ (Hans Blumenberg: Phänomenologische Schriften, Berlin 2018, 44).



transformieren nicht nur das Unerwartete ins Erwartbare, sie sind auch selbst wandlungsfähig im routinierten Umgang mit dem Überraschenden.

Krisenbewältigung durch Institutionalisierung

Die Stabilisierungskompetenz von Institutionen erklärt sich auch daraus, dass sie selbst produzierte Probleme durch weitere Institutionalisierungen zu bearbeiten verstehen, so dass sie einen Verbund von Institutionen generieren, die sich wechselseitig stabilisieren²⁷. So hängt die Stabilität der demokratischen Grundordnung auch an der Effizienz der Verwaltung, die Zustimmung der Bürgerinnen und Bürger zur Staatsform, an der Befriedigung ihrer Elementarbedürfnisse²⁸.

Das will in Zeiten der Coronakrise beachtet sein: ein Zusammenbruch des Gesundheitssystems gefährdete auch die politischen Institutionen, weshalb der Versuch gut gemeint, aber abstrakt bleibt, die Auszeichnung der Demokratie als der rational-vorzüglichen Staatsform ausschließlich über freiheitstheoretische rechtlich-ethische Kategorien legitimieren zu wollen und ihren Bedarf an Legitimitätsglauben und Krisenbewältigungskompetenz zu unterschätzen. In Zeiten der Inflation schmilzt bekanntlich nicht

27 Das ist ein Gesichtspunkt, auf den vor allem Schelsky aufmerksam gemacht hat: „Sozialer Wandel besteht also institutionentheoretisch darin, daß die Institutionen jeweils höchsten Grades ... neue Bedürfnisse produzieren, die ihre institutionelle Erfüllung verlangen und damit neue Institutionen und damit wiederum neue Bedürfnisse aus sich hervortreiben“ (Helmut Schelsky: Zur soziologischen Theorie der Institution, in: Zur Theorie der Institution, hg. von Helmut Schelsky, Düsseldorf 1970, 20).

28 „...wie stabil eine demokratische Ordnung ist, wird sich an der Verwaltung entscheiden: wie effizient, wie wirkt sie auf die Bürger; diese Antwort aber laufe darauf hinaus, die Stabilität einer Institution von der Stabilität anderer, mit der sie verschränkt ist, abhängig zu machen.“ Helmut Schelsky, Über die Stabilität von Institutionen, in: ders., Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965, 33–58; 58.

nur das Vertrauen in den Geld-Wert. Kollabiert das Sicherheitsgefühl, ist dies nicht nur ein Problem der äußeren Ordnung.

Institutionentheorien haben jedenfalls den Vorteil, dass sie Sinn für diese mehrseitige und darum stets prekäre Balancen befördern. Es ist die Eigenart von Institutionen, auf Krisen durch weitere Institutionalisierung und also durch „schnelle[] Umlagerung“ des Problemdrucks reagieren zu können²⁹. Insofern ist mit Diversifizierung und Transformationen, kurz: mit Wandel, auch im Geflecht der Institutionen zu rechnen.

III. Transformation von Gefühlen und Einstellungen durch Institutionen

Die Diversifikation von Institutionen bestätigt sich darin, dass nicht nur das wirk-same, sondern auch das darstellende Handeln Institutionen hervorbringt. Gehlen beschreibt das Ritual als institutionelle Stabilisierung einer von Haus aus schwankenden Gefühlswelt. Der Ritus ermögliche es, Gefühle dem Wechselbad ambivalenter Einstellungen zu entziehen. So müssen in archaischen Gesellschaften die Zuneigung zum Häuptling und die Furcht vor seiner Macht nicht länger entlang einer Zeitachse oder in Abhängigkeit von räumlicher Nähe und Ferne zu ihm changieren, sondern beide Gefühlseinstellungen können gekoppelt werden, indem Tabus institutionalisiert und der Umgang mit dem Heiligen inszeniert werden. Mit der Gleichzeitigkeit gegenläufiger Stimmungen werden die Gefühle umgeformt und mit Kopplung und Transformation unter Umständen entschärft. Der Ritus etabliere eine neue Gemütslage, in der *tremor* und *fascinatio* zusammenkommen und in der sich Ausdruck und Hemmung des Ausdrucks vermitteln.

Doch die Institutionalisierung hat nach Gehlen noch einen weiteren Effekt. Mit der Einführung eines Tabus steigere der Ritus die Aufmerksamkeit der Beteiligten,

29 Ebd.



er lasse eine „wache Spannung“³⁰ entstehen, in der sich sozusagen das Bewusstsein seinem Gegenstand auf andere und intensivere Weise zuwende. Modifiziert werden so auch die Einstellungen gegenüber dem Gegenstand: Ist die ihm gewidmete Aufmerksamkeit nicht länger eine bloße Abhängige des Gebanntseins durch Furcht oder Attraktion, kann auch der Gegenstand in den Handlungsvollzügen anders gewichtet werden. So verbinde der Totenkult die Angst vor der Leiche (bzw. vor dem Toten) mit der Anhänglichkeit an den Verstorbenen. Man darf hier erneut von einer Dialektik sprechen, insofern die gegenläufigen und gegeneinander gerichteten Kräfte (Begehren und Abwehr, Liebe und Furcht) trotz ihrer Gegenläufigkeit und ihrer vermeintlichen Unvereinbarkeit verbunden werden, wodurch ein Novum entsteht. Stabilisierung durch Institutionalisierung transformiert also Einstellungen, Gefühlslagen und Handlungsmöglichkeiten.

Das trifft zu, obwohl rituelles Handeln, Gehlen zufolge, gerade dort einschlägig wird, wo wirkendes Handeln an seine Grenze gekommen ist, wo der Mensch also an seiner Lage nichts ändern, sich aber auch nicht bloßer Passivität überlassen kann. Als symbolischer Umgang mit dem Unveränderlichen zeitige das rituelle Handeln aber durchaus Folgen, bleibe also nicht wirkungslos. Der Ritus stifte Formen, in denen Handeln und Erleben reflexiv werden, sich mit sich selbst befassen können, so dass z. B. der soziale Zusammenhang im Ritus gestärkt wird.

Was etwa im archaischen Jagdtanz als Imitation des zu erlegenden Tieres durch einen Vortänzer beginnt und von den Partizipanten, die sich zur Jagd vorbereiten, nachgeahmt wird, lenke die Aufmerksamkeit der Handelnden auf sich selbst. Die Urhorde werde ihrer selbst und ihres gemeinsamen Willens ansichtig und entwickle Formen eines vorreflexiven

Selbstverhältnisses. Im darstellenden Handeln ist Sozialität nicht nur mitgegeben, sie wird auch miterlebt.

Arnold Gehlen: Ritual verlegt innere Antriebe in äußere Gegenstände

Die Leistung der Institutionalisierung besteht darin, wie Gehlen mit Bürger-Prinz sagt, „Antriebsmomente in den Gegenstand“ zu verlagern³¹, also Handlungsmöglichkeiten, Motive und Einstellungen zu externalisieren und so gleichsam im Äußeren zu speichern. Indem der innere Antrieb nach außen verlegt wird, erhält er Unabhängigkeit und Dauer.

Handlungsmotive haben ihren Ort nicht diesseits der Handlungen, sondern werden in archaischen Kulturen „sofort in Handlungen übersetzt, diese Handlungen in der wirklichen, sinnlichen Gestaltung von Tatsachen erkennbar gemacht und von diesen Tatsachen her durchgehalten. Es gibt eben keine unsinnlichen, abstrakten Institutionen, das gegenseitige Verhalten wird, sofern es sich auf Dauer einspielen muß, [...] über Außenstabilisatoren gelenkt“³².

Dieses Konzept einer Stabilisierung über Externität verleiht Gehlens Institutionenlehre ihren antimodernistischen, totalitären Zug. Denn mit dem, was hier Außenhalt heißt, ist gemeint, dass die Stabilisierung von Handlungen, Einstellungen und Erwartungen ohne Reflexion geschieht und auch nur so zustande kommen kann. Wo Reflexion am Werk sei, werde dagegen die Unmittelbarkeit des Lebens zerstört. Auf dieser Überzeugung beruht Gehlens Entgegensetzung von *Urmensch* und *Spätkultur* bzw. seine Verachtung für Intellektuelle und Moralisten.

Aber was für die bloß äußere Reflexion gelten mag, muss nicht für alle Formen der Stabilisierung zutreffen. Es sind Gestalten der Verlagerung des Inneren ins Externe denkbar, die ein hohes Maß an interner Reflexion einschließen.

30 Arnold Gehlen: *Urmensch und Spätkultur*. Philosophische Ergebnisse und Aussagen, Wiesbaden 1986, 78.

31 AaO. 25.

32 AaO. 26.



So überführt das darstellende Handeln Gefühl und Stimmung, die „zunächst in vivo, als imitatorischer Ritus“, etwa im Tanz ausgedrückt werden, „sekundär“ in „Darstellung in materia“, in „Malerei oder Plastik“³³. Während der rituelle Tanz ganz im Vollzug aufgeht, tritt das Bild, vor dem getanzt wird, „aus der fließenden Zeit heraus in die Dauer“³⁴ und vermittelt damit dem, was es zeigt, einen „Selbstwert“³⁵: Das im Bild dargestellte Tier bleibe nicht länger bloßes Objekt des Handelns, sondern werde als ein Seiendes eigener Art gewürdigt. Diesen Selbstwert erhalte das Tier insbesondere dann, wenn es um der Durchführung des rituellen Opfers willen gehegt und gezüchtet wird.

Die Institutionalisierung des Opferkultus transformiert die Herde, aus der das beste Tier ausgewählt wird. Aber sie verändert auch die Opfernden, weil das Gefühl der Bedrohtheit des eigenen Lebens³⁶, im Opfer anschaulich und zugleich letzteres geheiligt wird. Im rituellen Umgang mit dem Bild vermittelten sich das Bedürfnis nach Unzerstörbarkeit des eigenen Seins und das Bewusstsein eigener Kreativität. In der bildlichen Darstellung verbinden sich nach Gehlen die „daseiende dauernde Außenwelt und zugleich [...] die geistige eigene Antwort“³⁷. So kommen Außenhalt und Vollzugsmoment, Wirklichkeitsbezug und Gruppengefühl, aber auch das elementare Bedürfnis (Hunger, der zur Jagd treibt) und das höhere, geistige Bedürfnis (darstellendes Handeln) zur Deckung. Erlebbar wird „die dauernde, virtuelle Präsenz der Erfüllungsobjekte für dauernde, virtuelle, gemeinsame Bedürfnisse“³⁸.

In dieser Zuspitzung ist das Ritual (mit Folgen für die Religionstheorie) kein bloßer Gefühlsausdruck, sondern darstellendes Handeln und als solches überbrückt es

die Innen-Außen-Verhältnisse und die Beziehungen zwischen Einzelnen und Gruppen und zwar durch Institutionalisierung von Repräsentationsformen³⁹.

IV. Überschreiten der Bedürfnisse statt bloßer Funktionserfüllung

Die Nachbarschaft zwischen Institutionalisierung und Repräsentation, auch zwischen Sozialität und Imagination, ist bei einem, auf der anderen Seite des politischen Spektrums beheimateten, Autor im Blick. Cornelius Castoriadis' Institutionentheorie ist für unseren Kontext schon deshalb interessant, weil er sie von einem Funktionalismus freihalten will. Funktionalistische Zugänge reproduzierten und imaginierten nur ein „Wunschbild, das der Kapitalismus von seinen Institutionen entwirft“. Auf diese Weise gehe aber verloren, worauf es ankomme: den Ursprung der Institutionen „jenseits der bewußten Tätigkeit der Institutionalisierung“ und zwar „im gesellschaftlichen Imaginären“⁴⁰ zu entdecken.

Die Symbolisierungen, Narrative und Mythen, in die Institutionen eingebettet sind, kommen „der Wahrheit“ der Sache insofern näher, als Institutionen symbolische Ordnungen sind, die sich mit dem Imaginären verschränken. Insofern hat noch die Vorstellung eines Ordnungen einrichtenden Gottes ein Wahrheitsmoment gegenüber einem bloßen Funktionalismus unaufgeklärt im Rücken. Institutionen befriedigen nicht nur Bedürfnisse, sie befeuern auch das Begehren nach Identität und produzieren Bilder gelingenden Zusammenlebens. Ihre rationale Funktion erfüllen Ordnungen, indem sie auch affektive Bindungen stiften, Empfindungen der Beheimatung oder der Bedrohung freisetzen und gerade auch dort erlebt werden, wo ihre Grenzen überschritten oder verändert werden. Gegenüber der

33 AaO. 55.

34 AaO. 56.

35 AaO. 57.

36 Vgl. aaO. 56.

37 AaO. 149.

38 AaO. 150.

39 Vgl. Karl-Siegbert Rehberg: *Symbolische Ordnungen. Beiträge zu einer soziologischen Theorie der Institutionen*, Baden-Baden 2014.

40 Cornelius Castoriadis: *Gesellschaft als imaginäre Institution*, Frankfurt a.M. 1984, 225.



einseitig funktionalen Betrachtung ist mit immanentem Bedeutungsüberschuss zu rechnen, den eine Institutionentheorie nicht ausblenden dürfe. Existieren könne der Mensch nur zwischen Bedürfnislagen und der Fähigkeit, diese zu überschreiten, zwischen dem, was er ist und dem, „was er nicht ist und was nicht er ist“⁴¹.

Im Magma der Bedeutungen: Stabilität und Wandel von Institutionen

Wahrgenommenes, Rationales und Imaginäres sind nicht klar gegeneinander abgegrenzt, wenn Unterscheidungen eingeführt oder Bedeutungen institutionalisiert werden. Sie fließen ineinander – womit die Leitmetapher dieser Institutionentheorie in den Blick kommt, nämlich die Vorstellung einer beständigen, aber langsam gleitenden Sinnverschiebung⁴² im *Magma* der Bedeutungen: „Das Gesellschaftlich-Geschichtliche ist beständig fließende Selbstveränderung und kann doch nur sein, indem es sich zu ‚stabilen‘ Gestalten gestaltet, in denen es zur Erscheinung kommt, und zwar auch für sich selbst in seiner unpersönlichen Reflexivität. [...] Die unpersönliche ‚stabile‘ Gestalt ist dabei ursprünglich die Institution“⁴³.

Auch hier wird der Stabilisierungseffekt gesehen, aber die Suggestion einer fixen Ordnung unterbleibt, weil die jeweilige Gestalt, die institutionalisierte Ordnung, sich über einen Prozess vermittelt, der in Veränderung und Transformation besteht. Institutionalisierung wird als ein Auftauchen einer Ordnung gedacht, zu dem das Entstehen von Andersheit schon immer gehört. Insofern kann der Außenhalt der Institution nicht gegen die Reflexion eines Individuums ausgespielt werden, das die Dinge anders sehen will. Die wechselseitige Verwiesenheit des Symbolischen und des Imaginären begründet die „Fähigkeit, in einem Ding ein anderes – oder: ein Ding anders als es

ist – zu sehen“⁴⁴. Sie variiert die „Fähigkeit, [...] sich mit Hilfe der Vorstellung ein Ding oder eine Beziehung zu vergegenwärtigen, die nicht gegenwärtig sind“ und damit letztlich die „Fähigkeit, ein Bild hervorzurufen“. Insofern bilde ein radikal Imaginäres die „gemeinsame[] Wurzel des *aktualen Imaginären* und des *Symbolischen*“⁴⁵. Diese Beschreibung der Einbildungskraft und ihrer gesellschaftlichen Funktion geht mit gehaltvollen Bestimmungen des Bildbegriffs einher⁴⁶.

Für die Institutionentheorie folgt, dass die gesellschaftliche Ordnung und die Sanktionen, die sie zu ihrer Aufrechterhaltung einsetzt, auf einer imaginativ-imaginären Dimension beruhen, die beständig Bilder erzeugt und in Bildern wuchert. Institutionen stabilisieren sich über die Bilder, die sie entwerfen. Sie beruhen auf Bildern und transfigurieren diese und vermitteln den Handelnden mit dem Bild des gemeinschaftlichen Zusammenlebens ein Bild ihrer selbst⁴⁷. Die Stabilisierungsleistung von Institutionen muss daher nicht an die Fixierung einer äußeren Form gebunden sein oder mit der quasi-substantialistischen Figur des „Etwas-auf-Dauer-Stellens“ assoziiert werden.

44 AaO. 218.

45 Ebd.

46 Zu denken ist an Jean-Paul Sartre: *Das Imaginäre. Phänomenologische Psychologie der Einbildungskraft* (dtsh.), Reinbek bei Hamburg 1994. Castoriadis bezieht sich freilich auf Hegels Jenenser Realphilosophie. Die Anregung, Castoriadis zu lesen, haben produktiv aufgenommen: Andreas Holzbauer: *Nation und Identität. Politische Theologien* Hirsch, Gogarten, Elert aus postmoderner Perspektive, Tübingen 2010 sowie Thomas Wabel: *Die nahe ferne Kirche*, Tübingen 2010, 398ff.

47 Wenn „die politische Verfasstheit einer Gesellschaft nicht unabhängig von ihren Selbstbeschreibungen ist“ – wofür Albrecht Korschorke/Susanne Lüdemann/Thomas Frank/Ethel Matala de Mazza: *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt a. M. 2007, 58 u. 61 u.ö. argumentieren –, dann gilt: „Gesellschaftliche Organisation [...] ist praktisch gewordene Metaphorik“ (AaO. 57).

41 AaO. 233.

42 Vgl für diesen Ausdruck: AaO. 217.

43 AaO. 347.

Institutionen strukturieren Handeln im Fluss der Zeichen und Bedeutungen, in der Dynamik der Ausbildung und des Absterbens von Symbolen. Institutionalisierung meint nicht nur Setzung von Außenhalt und Einrichtung von beliebig wiederholbaren Handlungsabläufen, sondern auch Ausbildung von Reflexivität⁴⁸ und Variabilität.

Gravitationskraft der Institution: Die Pluralität der Lebensformen führte zur „Ehe für alle“

Zählt man endemischen Bedeutungswandel zur Eigenart von Institutionalisierung, ergeben sich Folgen für die Ethik. Die Einsicht in die Pluralisierung von Lebensformen zwingt dann nicht dazu, den Begriff der Institution und die Perspektive einer Institutionentheorie zu verabschieden. Auch wer weder zu einer „konkreten Ordnung“ (Carl Schmitt) noch zur Schöpfungsordnung (Luthertum der 1920er Jahre) zurückwill, muss deshalb keine Kontaktsperre für jedwede systematische Inanspruchnahme des Institutionenbegriffs aufbauen. Es ließe sich beispielsweise das humane Bedürfnis, Ehe und Familie zu gründen, durch die Institutionalisierung der „Ehe für alle“ auch bestätigt sehen, so dass der Eindruck, die solitäre Stellung des Gleichheits- und Antidiskriminierungsgrundsatzes planiere die konkreten Gestalten der Sittlichkeit, nicht notwendigerweise recht behalten muss. Es kommt darauf an, wie gehandelt wird.

Was in Zeiten gesellschaftlichen Aufbruchs als alternative Lebensform aus dem Bestehenden ausscheren wollte, nähert sich im Gravitationsfeld des Handlungsdrucks den Institutionen, den gegebenen Formen und Gestaltungen des Zusammenlebens erkennbar wieder an. Vermutlich dominiert dabei weniger der

Wunsch nach Verrechtlichung der sozialen Verhältnisse, sondern die imaginativ-imaginäre Vorstellung dessen, was „Ehe“ sei – for good or for worse.

V. a) Die Unruhe der wechselnden Bilder: Stabilität durch Plastizität

Anstelle einer Schlussreflexion seien drei zusammenfassende Überlegungen genannt.

Der Begriff der Institution wird unterbestimmt, wenn man ihn ausschließlich oder vorrangig als sozialontologischen Ordnungsbegriff konzipiert. Achtet man auf die symbolischen Formen und Figuren, die Institutionen unterfüttern, liegt der Gedanke fern, sie als festen äußeren Halt für eine leere Reflexionssubjektivität zu denken oder gar zu empfehlen. Institutionen sind zwar ein Rückhalt von Handlungen, aber als solche nicht unabhängig von den Aktivitäten, die sie ermöglichen, und auch nicht von den Bildern und Imaginationen, die sie einfärben.

Ohne mit diesem Hinweis auf ihre Plastizität diejenigen Rationalitätsformen in Abrede stellen zu wollen, die eine funktionale (Selbst-)Beschreibung sozialer Systeme zutage befördert, gilt die Beobachtung, dass Institutionen als symbolische Ordnungen mit dem aufgeladen sind, was Charles Taylor *Social Imaginaries* nennt⁴⁹. So lässt sich die Rechtsgemeinschaft nicht ausschließlich als die Gemeinschaft derer betrachten, die dem Recht unterworfen sind, sondern verlangt, jedenfalls in demokratischen Staaten, ein Verständnis ihrer Institutionen unter dem Gesichtspunkt Recht setzender Subjekte (law is not only something done to us, it's something we do⁵⁰). Mit dem Recht sind Anerkennungsverhältnisse verwirklicht, von denen sich die Bürgerinnen und Bürger ein bestimmtes Bild machen,

48 Zur Reflexivität von Institutionen vgl. Schelsky, auch bei ihm ist das Thema Ausgangspunkt einer Gehlenkritik. Helmut Schelsky: Zur soziologischen Theorie der Institution, in: ders. (Hg.): Zur Theorie der Institution, Düsseldorf 1970, 21.

49 Charles Taylor: *Modern social imaginaries*, Durham 2005.

50 Vgl. Paul W. Kahn: *The Cultural Study of Law. Reconstructing Legal Scholarship*, Chicago, 1999, 36.



unter dem sie sich selbst und ihr soziales Handeln betrachten. Diese imaginativ-figurativen Überschüsse prägen die Erwartungen gegenüber dem Recht und das Verständnis der Erwartungserwartungen, die im Recht institutionalisiert sind.

Solche Bilder, mit denen eine demokratische Gesellschaft ihr Zusammenleben vorstellt, lassen eine schieflich-friedliche Trennung von Rationalem und Imaginärem nicht zu⁵¹. Deshalb tragen sie zur Unruhe in der Ordnung⁵² bei, die immer wieder Bedeutungswandel und also Veränderung der Institutionen auslöst. Institutionen stabilisieren Handeln nicht trotz, sondern gerade aufgrund ihrer Plastizität.

V. b) Versprechen als institutionelle Tatsache

Das in der natur- bzw. vernunftrechtlichen Tradition, aber auch in der frühen Rechtsphänomenologie (Adolf von Reinach) und in der Sprechakttheorie diskutierte Phänomen des Versprechens darf als paradigmatischer Fall einer Institution gelten⁵³: Das Versprechen ist nicht aus unabhängigen Regeln, aus einem Kanon von Verpflichtungen rekonstruierbar, zu denen auch die zählte, Versprechen zu halten. Vielmehr gehört diese Erwartung zum Sinn der Sprechhandlung „Versprechen“, die nicht mit der Äußerung von „Absichtserklärungen“ oder „unbestimmter Ankündigungen“ zu wechseln ist.

51 Vgl. Michael Moxter: „Es kann vernünftig sein, nicht bis zum Letzten vernünftig zu sein.“ Formen des rationalen Umgangs mit Nicht-Rationalem, in: Interesse am Anderen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Religion und Rationalität (FS H. Schulz), hg. von G. Schreiber, Berlin/New York 2019, 501–520.

52 Vgl. Bernhard Waldenfels: Ordnung im Zwielficht, Frankfurt a. M. 1987, 173–202.

53 Auch schon bei Durkheim (zit. n. Werner Geppart: Recht als Kultur. Zur kultursoziologischen Analyse des Rechts, Frankfurt 2006, 155): „dès que les paroles sont sorties de la bouche du contractant, elles ne sont plus siennes, elles lui sont devenues extérieures; car elles ont changé de nature.“

Im Versprechen überlappen sich Handlung und Sinn, Sein und Sollen, Faktisches und Normatives. Fraglich kann daher immer nur sein, ob ein Versprechen gegeben wurde, ob Rechtswidriges oder Unmögliches versprochen wurde, und ob ein Versprechen deshalb nichtig ist, nicht aber ob Versprechen die Handelnden binden. Dass der perlokutionäre bzw. performative Sinn eines Sprechaktes am Beispiel des Versprechens bzw. am Paradigma von Amtshandlungen wie Taufe und Eheschließung entdeckt wurde, wirft jedenfalls bezeichnendes Licht auf die Eigenart institutioneller Tatsachen.

V. c) Meinungsfreiheit und Meinungsbildung: Warum Freiheit Institutionen braucht

Und schließlich drittens: Wie eine Institutionentheorie angelegt sein könnte, hat die aristotelische Politik unter dem Gesichtspunkt der Entelechie eindrücklich ausgeführt. Weil das, was um des Lebens willen angestrebt wird, um des *guten* Lebens im Dasein gehalten werden kann⁵⁴, sind die Güter am Leitfaden einer zunehmenden Entfaltung von Freiheit sortierbar. Die Abfolge von Haus, Dorf und Polis stellt sich so dar, dass im Haus Freiheit noch nur unmittelbar bzw. naturhaft bleibt, nämlich als Entlastung von der Mühe der Bedürfnisbefriedigung, während sie sich in der Bürgerversammlung als einer Gemeinschaft der Freien, die eine Stimme haben, erfüllt. Es versteht sich, dass die Freiheit im Haus auf Herrschaft über Frau, Kind und Sklaven beruht, und darin Freiheit nur eines Despoten bleibt, während die Verfasstheit der Polis Freiheit im Gegenüber zu anderer Freiheit, Freiheit der Vielen, meint.

Die historischen Bedingungen der aristotelischen Güterethik verbieten ihre Wiederbelebung, eine ihrer Pointen wird aber bei Hegel in der Abfolge von Familie, Gesellschaft und Staat oder im Nebeneinander von Universität, Kirche,

54 Aristoteles Politik I/1 u. 2, 1252 a 1 – 1252 b 30.



bürgerlichem Salon und politischem Staat bei Schleiermacher aufgenommen. Was Güterethiken bzw. Institutionentheorien von Pflichtenethiken bzw. Moralen und von einem solipsistischen Begriff von Freiheit unterscheidet, ist ihre Unterstellung intersubjektiver Gestalten der Freiheit, an denen sich die Freiheit des Einzelnen erst konkretisiert.

In diesem Sinne verstehe ich Peter Häberle: „Die individuelle Freiheit findet die Freiheit als Institut vor. Letztere tritt ihr, entsprechend der Eigenart des jeweiligen Lebensgebiets objektiviert als etwas Gegebenes und Ausgestaltetes gegenüber“⁵⁵. Darauf ist der Institutionenbegriff auszurichten. Zu ergänzen ist freilich, dass dessen Legitimation nur soweit reicht, wie die individuelle Vorzugswahl von der institutionellen Freiheit auch produktiven Gebrauch machen kann. Gelingt dies nicht, schwinden also Erfahrungen

55 Peter Häberle: Die Wesensgehaltgarantie des Art. 19 Abs. 2 Grundgesetz : zugleich ein Beitrag zum institutionellen Verständnis der Grundrechte und zur Lehre vom Gesetzesvorbehalt, Karlsruhe 1962, 99.

der Freiheit, vermag der Institution kein Hinweis aufs in ihr Objektivierte zu helfen oder sie vor Zerfall zu schützen.

Was einer solipsistischen Freiheit entgeht, die ein konkretes Allgemeines⁵⁶ nicht kennen will, lässt sich abschließend an der Differenz von Meinungs- und Pressefreiheit erläutern: Zwar ist es richtig, dass ein Kommentar in einer Tageszeitung immer auch ein Fall der Freiheit individueller Meinungsäußerung ist und schon als solcher Grundrechtsschutz genießt. Aber Zeitungen, Radio, Fernsehen oder das Internet sind nicht nur Sammelplätze subjektiver Äußerungen, sondern zugleich Medien der Meinungsbildung. Als solche sind sie mehr als bloße Verbreitungskanäle subjektiver Meinungen.

56 Vgl. zu Hegels Begriff des konkreten Allgemeinen: *Georg W. Fr. Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften § 227*, in: Ders.: Werke in zwanzig Bänden, hg. von Eva Moldenhauer u.a., Frankfurt a. M. 1983, Bd. 8, 380. Sowie Klaus Hartmann: Towards a New Systematic Reading of Hegel's Philosophy of Right, in: ders.: Studies in Foundational Philosophy, Würzburg 1988, 298–330, 303ff.



Foto 2: © medio.tv/Socher



An diesem Mehr kann man die Bedeutung einer Institutionentheorie für die Rekonstruktion eines umfassenden Begriffs der Freiheit erkennen, aber auch die prekäre Angewiesenheit der Institution auf das Handeln der Einzelnen – wenn man ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts als systematische

Auskunft in Sachen Institutionalität interpretiert: „Das Recht der Pressefreiheit ist mehr als nur ein Unterfall der Meinungsfreiheit, da darüber hinaus die institutionelle Eigenständigkeit der Presse von der Beschaffung der Information bis zur Verbreitung der Nachricht und der Meinung gewährleistet ist“ (BVerfGE 10, 121).

11 LEITSÄTZE DER EKD

„Kirche auf gutem Grund“ – Selbstmord aus Angst vor dem Tod

von Dr. Martina Janßen, Hildesheim

Diesen Kommentar zu den Elf Leitsätzen der EKD „für eine aufgeschlossene Kirche“ übernehmen wir mit Dank aus dem Hannoverschen Pfarrvereinsblatt 3-2020. Martina Janßen ist Pastorin in Hildesheim, Privatdozentin für Neues Testament an der Universität Göttingen sowie berufenes Mitglied im Pastorenausschuss der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers. Der Text bezieht sich auf die erste Fassung der Leitsätze!

Wie schon oft in der Vergangenheit wird gegenwärtig über die Zukunft der Kirche diskutiert. 14 Jahre nach dem letzten Impulspapier „Kirche der Freiheit“ (2006) sollen hier nun elf Leitsätze „für eine aufgeschlossene Kirche“ Klarheit bringen. Zur Diskussion gestellt werden sie vom „Z-Team“ der EKD, einer hochrangig besetzten Gruppe aus kirchenleitenden Persönlichkeiten.

Ich habe die Leitsätze mit Spannung gelesen. Hinter so manchen Leitsatz würde ich ein dickes Ausrufungszeichen setzen: Digitalisierung: Ja! Ökumene: Ja! Kooperationen, Offenheit und Dialog: Ja! Differenzierung: Ja! Entbürokratisierung und Entschlackung des Gremienwesens: Oh ja!

Doch hinter einiges kommt auch ein Fragezeichen. Das liegt nicht zuletzt an der phrasenhaften und unscharfen bis inhaltsleeren Sprache. Das in weiten Teilen hermetisch-eigenresonante Kirchenfunktionärs-Deutsch muss

man erst mal dechiffrieren! Nicht ohne Grund liegt schon jetzt eine Übersetzung in „leichte Sprache“ von Holger Pyka vor. Ich hätte gerne auf das Lesen von sprachlichen Nebelkerzen und Euphemismen verzichtet.

Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar – auch in der EKD

Es geht um mehr als um „Sparmaßnahmen, Rückbau und effizientere Strukturen“ (Z. 18f). Ja klar geht es um mehr, aber darum geht es doch auch und das muss man auch offen sagen!

Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. All das mag vielleicht das sprachliche Proprium kirchlicher Papiere sein, aber mir persönlich wäre ein bisschen mehr Luther lieber gewesen: „Iss, was gar ist; trink, was klar ist; sprich, was wahr ist!“ Die Wahrheit ist immer konkret und der Teufel sitzt ja bekanntlich im Detail. So ist man bei so manchem auf Spekulationen angewiesen, was das alles nun konkret für wen (und ab wann) bedeuten mag.

Doch eines ist klar: Da bauen Architekten „von oben“ eine neue Kirche, in der fast kein Stein auf dem anderem bleibt und in der „versäulte Strukturen abgebaut werden“ (10. LS, Z. 453). Sie tun das nicht ohne guten Grund, denn es wackelt gewaltig im Haus des Herrn. Da stürmt so manche Finanz- und Relevanzkrise auf uns zu, auch der Haussegen



hängt an einigen Stellen schief und die Besucher*innen machen sich rar.

In einer „Gesellschaft der Singularitäten“ (Andreas Reckwitz) kann man es nicht jeder*jedem gleichzeitig recht machen und konventioneller Standard reicht schon gar nicht aus. Ohne Frage: Es reicht nicht aus, ein paar Möbel umzustellen. Radikale Umbaumaßnahmen tun not.

Das Konzept dafür steht. Das Haus des Herrn soll „zu einem dynamischen und vielgestaltigen Miteinander wechselseitiger Ergänzung“ (LS 6, Z. 264f), d.h. einer aufgeschlossenen, dezentral agierenden NGO-Bewegungskirche (vgl. 10. LS, Z. 466–468) werden: flexibel, kooperativ, offen, smart und modern.

Bewegungskirche und palliative Parochieabwicklung

Das klingt erst mal nicht schlecht – aber auch teuer. Gerade bei beschränktem Budget und schwindenden Ressourcen muss man priorisieren, da bedeutet Neu- und Umbau immer auch Abbau von etwas anderem. Und dann kann es sein, dass die Modernisierung bisweilen den Beigeschmack von Gentrifizierung bekommt. Konkret: Es geht auf Kosten der Parochie. Die hat im zukünftigen Haus Gottes kaum mehr einen Platz.

„Parochiale Strukturen werden ihre dominierende Stellung als kirchliches Organisationsprinzip verlieren. [...] Es gilt, Beharrungskräfte einzuhegen.“ (6. LS, Z. 292f; 10. LS, Z. 470). Die palliative Parochieabwicklung zieht sich als hidden Agenda durch die Leitsätze.

Dies entspricht zwar der Gesamtlogik des Textes, birgt aber ein gewisses Risiko. Während die neue NGO-Bewegungskirche in ihren Konturen noch unscharf, um nicht zu sagen ein Luftschloss ist, ist die Ortsgemeinde gegenwärtig einer der Ecksteine, wenn nicht der Eckstein der Kirche (vgl. auch die V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, die sowohl der Kirche vor Ort als auch dem Pastor*in eine Schlüssel-funktion im Hinblick auf Kirchenbindung

zuspricht). Wenn dieser Eckstein von den Bauleuten verworfen wird, wird das Haus schief und es geht ein Riss durch das Fundament.

Der Systematiker Günter Thomas hat es trefflich auf den Punkt gebracht: „Die NGO-Bewegungskirche lebt in Wahrheit von den vielen Stillen im Lande, denen die Gemeinde, auch aus der Distanz betrachtet, sehr wichtig ist. Die dynamischen Kämpfer der NGO-Bewegungskirche, die alle nahe am Puls der gesellschaftlichen Gerechtigkeitsempfindungen leben, leben ökonomisch von denen, die sie im Grunde genommen verachten. Der Vortrupp der neuen Gesellschaft lebt vom Geld der Zurückgebliebenen.“

Die Polarisierung von Parochiestrukturen einerseits und „dezentralen Formaten“ (6. LS, Z. 285), „Erprobungsräumen und kreativen Experimenten“ (8. LS, Z. 385f) sowie „experimentellen Sozialformen von Gemeinde“ (10. LS, Z. 452) finde ich unnötig. Natürlich gibt es Ortsgemeinden, die ums Überleben kämpfen, die sterben, die tot sind, die vermutlich nicht mehr auferstehen werden (woran das liegt, wäre auch mal Gegenstand einer kritischen Selbstanalyse: Nicht jeder Schaden kommt von außen, man kann auch selbst im eigenen Haus zündeln).

Das für mich zwischen den Zeilen gezeichnete Bild der Ortsgemeinde als ein in sich selbst verkrümmtes „gallisches Dorf“, das allein in seinem heruntergekommenen Vereinshaus vor sich hinstirbt und sich in nostalgischem Schwärmen von der guten, alten Zeit ergeht, ist ein falsches Bild, ja ein Zerrbild. Ich erlebe viele Ideen, die „von unten“ aus den Ortsgemeinden und ihren Kooperationspartnern erwachsen wie z.B. Kulturkirchen, überregionale Tauffeste, offene Cafés oder Kantoreien mit überregionaler geistlicher Strahlkraft. Auch Ortsgemeinde kann flexibel, kooperativ, offen, smart und modern sein und zugleich nachhaltige Beziehungsarbeit entfalten (letzteres scheint mir bei dezentraler kirchlicher Projektpraxis schwierig zu sein).

„Es genügt gegenwärtig und in Bewegung zu sein.“

Natürlich wird es Zusammenlegungen geben und parochiale Strukturen werden sich öffnen und verändern müssen („Mein Dorf, meine Kirche, mein Gemeindehaus, mein Pastor*in“ wird es flächendeckend nicht mehr geben), aber auch in der Ortsgemeinde bzw. „Ortsgemeinde 2.0“ sehe ich Chancen und Potentiale. Totgeglaubte leben ja bekanntlich oftmals länger als gedacht. Und nicht jedes innovative Projekt hat sich als lebensfähig erwiesen.

Gut funktionierende, aufgeschlossene Ortsgemeinden und deren Potentiale einzuhegen, mutet in ekklesiologischer Hinsicht ein wenig wie Selbstmord aus Angst vor dem Tod an. Hier wäre man gut beraten, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten.

„Bei aller berechtigter Sorge um die pastoralen Strukturen der Zukunft: Lasst Gemeinden sein, was sie sind, so lange sie es sind![...] Es muss nicht immer alles innovativ sein. Es genügt gegenwärtig und in Bewegung zu sein.“ (Judith Müller).

Wenn die Ortsgemeinde abgeschafft wird, wird auch der Pfarrberuf unklar (Pastor*innen kommen explizit nicht vor; das Wort „Amtskirche“ erscheint 1 x in Anführungsstrichen). „Der“ Schlüsselberuf oder das „Amt“ scheint er in Zukunft nicht mehr zu sein; von Pfarrerrzentrierung oder lutherischer Amtstheologie findet sich kein Wort mehr. Das Pfarramt scheint eher an der Seite der übrigen Haupt- und Ehrenamtlichen zu stehen.

Das muss nicht schlecht sein, aber es müsste klarer werden, wie das praktisch aussehen soll – nicht zuletzt im Hinblick auf die Gestalt des Theologiestudiums: Was ist die Aufgabe des zukünftigen Pfarramts: Sozialarbeit? Themen-, Event- und Projektmanagement? Credotainment? Kasualdienstleistung? Human Resource and Retention Management? ...?

... und was ist eigentlich evangelisch?

Allein diese Fragen bergen viel Sprengstoff und versprechen eine spannende Diskussion. Dies gilt auch für die Option für partizipative, unterschiedliche Formate



Foto 3: © medio.tv/Socher

von (situativer) Kirchengliederung und neue Formen finanzieller Beteiligungen (7. LS) und nicht zuletzt für die Relativierung des sonntäglichen Gottesdienstes (6. LS; Z. 271f).

Das Papier ist – so hoffe ich – ein Impuls zur Diskussion und nicht deren Endergebnis (auch wenn die „Sprache von oben“ eher nach einer Beschlussvorlage klingt: So werden die Leitsätze regelmäßig mit „zukünftig wird [...] gefördert“ o.ä.

eingeleitet). Was jetzt – neben der erforderlichen strukturellen und finanziellen Konkretion – zu wünschen wäre, ist vor allem eine substantielle theologische Auseinandersetzung um das Wesen, die Gestalt und den Auftrag der Kirche auf biblischer und reformatorischer Basis, d.h.: Was ist eigentlich evangelisch, außer evangelische Kirche und ihre Aktionen irgendwie gut zu finden und sich sozialpolitisch zu engagieren?

POIMENIK

Seelsorge an der Kirchentür

von Joachim Baier, Kassel

*Die folgenden Überlegungen haben das HPB im August 2020 erreicht. Sie schildern eine Situation, die sich in der Corona-Epidemie entscheidend gewandelt hat – und nur noch mit sehr viel Abstand stattfindet. Ansprechbar sind Pfarrer*innen aber weiterhin an der Kirchentür, so dass die Frage des Umgangs mit den Anliegen erhalten bleibt. Antworten dazu entstanden laut Autor im Rahmen einer Fortbildungsveranstaltung mit Lektor*innen und Prädikant*innen der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck im September 2018.*

Joachim Baier ist Pfarrer in der Kreuzkirchen-Gemeinde in Kassel.

Sonntagmorgen in einer Kirche: Der Gottesdienst ist zu Ende, am Ausgang verabschieden sich die Gemeindeglieder von der Pfarrerin. Auch Frau M. bedankt sich für die gute Predigt und fügt an: „Mein Mann ist übrigens immer noch im Krankenhaus...“ Eine Situation, die so oder ähnlich wahrscheinlich jede*r Kolleg*in kennt – vermutlich inklusive eines Unbehagens: Was mache ich denn jetzt? Hier an der Kirchentür... Vielleicht den nächsten Gottesdienst im Blick... Aber auch Frau M. im Blick...

In drei Schritten soll diese Situation als Herausforderung an die Seelsorge

analysiert werden. Mein Ziel ist, zu einer poimenischen Rollenklarheit beizutragen: Was geht an der Kirchentür? Und was geht nicht? Und wie ist das, was geht, theologisch zu bewerten?

Ein erster Schritt nimmt das vermutete Unbehagen auf: Das klassische Seelsorgeideal – mit Zeit und Ruhe im geschützten Raum intensiv für den*die andere dazusein – passt so wenig zu Frau M.s Satz zwischen Kirchentür und Angel. Warum aber, so frage ich im zweiten Schritt, nutzen Gemeindeglieder wieder und wieder gerade diesen Moment und diesen Ort, um der Pfarrerin oder dem Pfarrer für sie Wichtiges anzuvertrauen? Schließlich drittens: Welche Möglichkeiten der Rollengestaltung bieten sich hier an?

„Da ist mein Akku ganz leer“

1. Was den äußeren Rahmen angeht, scheint „Seelsorge an der Kirchentür“ zunächst aus vielerlei Gründen problematisch. Wie geht es der Pfarrerin, die nach gehaltenem Gottesdienst die Gemeindeglieder verabschiedet? Das ist natürlich nicht einheitlich zu sagen. Im Austausch mit einer Fortbildungsgruppe hat sich eine Mehrheit dahingehend geäußert, dass sie wenig aufnahmefähig sei in diesem Moment.



Manche formulieren: „Da ist mein Akku ganz leer – ich kriege kaum etwas mit.“ Andere erleben sozusagen den gegenüberliegenden Pol – fühlen sich euphorisch, angefüllt mit allem, was nach dem Gottesdienst noch nachschwingt und nachklingt – und haben aus diesem Grund wenig Raum für seelsorgliche Anliegen. Überhaupt scheinen viele Kolleg*innen zunächst sehr bei sich zu sein, bewegt von Fragen wie: Konnte ich rüberbringen, was ich rüberbringen wollte? Oder ganz schlicht: Wie war ich? (So verschämt viele auf diese Selbstbezüglichkeit auch schauen mögen, so scheint sie doch relativ normal zu sein).

Äußere Faktoren kommen dazu: Gerade in ländlichen Gemeinden oder Kirchspielen mit mehreren Predigtorten steht der nächste Gottesdienst bereits an: ein kurzer Abschied hier, dann schon läuten die Glocken dort. Manche brauchen für sich eine kurze Pause – oft genug im Auto, vielleicht mit einer Stulle oder einer halben Tafel Schokolade. Und möglicherweise läuft der Folgegottesdienst nicht genau nach derselben Liturgie ab, sondern wird mit Taufe gefeiert... Alle diese Punkte haben einen Einfluss darauf, wie aufnahmefähig Pfarrer*innen an der Kirchentür beim Verabschieden sein können.

Abschied ohne Diskretion...

Wie geht es den Gottesdienstfeiernden, die sich verabschieden? Auch hier wird es naturgemäß ganz unterschiedlich sein. Ein typischer Zug könnte darin liegen, dass auch für sie nach dem Gottesdienst das Tagesprogramm weitergeht. Gerade ältere Frauen, die Mehrheit in vielen unserer Gottesdienstgemeinden, sind oft fürs Kochen zuständig; und wenn um zwölf das Essen auf dem Tisch stehen soll, ist Eile geboten. Aber zunächst der Abschied an der Kirchentür. Da ist die einzelne Feiernde ja nicht allein: vor ihr haben sich schon einige verabschiedet – und diese stehen möglicherweise nur wenige Meter

entfernt vor der Kirchentür und plaudern noch. Die gemeindliche „Infobörse“.

Echte Diskretion ist beim Verabschieden praktisch kaum möglich. Und einige stehen noch im Kirchenraum, die nach draußen drängen – es hat sich eine Schlange gebildet. Ein gewisser Druck besteht, dass man sich für den Abschied nicht so viel Zeit nimmt wie etwa beim Besuch der Pfarrer*in zu Hause.

Und was ist sonst noch los? Vor der Kirche liegt die Durchgangsstraße, auf der gerade Motorräder vorbeifahren, so dass es schwierig wird, das eigene Wort zu verstehen. Noch dazu mag es heiß sein. Oder kalt. Vielleicht zugig. Die Kirchentür ist eng. Man steht. Manchen Älteren fällt längeres Stehen schwer. Jede Kolleg*in kann diese kurze Liste für die eigenen Gemeinden anpassen und ergänzen.

Alle diese Faktoren stehen einer Seelsorge, wie sie im Lehrbuch steht, praktisch diametral entgegen. Es ist kein geschützter Rahmen vorhanden, weder räumlich noch zeitlich, im Gegenteil. Von wegen bequeme Sessel im wohl temperierten Amtszimmer, wo es keine lauschenden Ohren gibt... Von wegen verabredeter Termin, eine im Kalender geblockte Stunde, die Möglichkeit, sich innerlich auf ein Gespräch vorzubereiten...

... und dennoch Seelsorgeanfrage

2. Warum kommen Menschen dann eigentlich *trotzdem* immer wieder an der Kirchentür zu uns, um uns etwas Wesentliches von sich mitzuteilen?

Oder andersherum: Können die Faktoren, die einem lehrbuchgemäßen Seelsorgerahmen entgegenstehen, gerade ausschlaggebend dafür sein, dass sich einige an der Kirchentür anvertrauen wollen? Machen zum Beispiel Zeitdruck und ungeschützter Rahmen manches Gespräch erst möglich?

Tatsächlich ist ja die Hemmschwelle, im Pfarramt anzurufen, um ein Seelsorgegespräch zu verabreden, offenbar hoch: Darf ich kleines Gemeindeglied die wichtige Pfarrer*in für eine ganze Stunde mit



meinen nichtigen Problem belästigen? So mag Frau M. empfinden. Ganz anders an der Kirchentür: Da ist die Pfarrerin sowieso da. Und viel Zeit steht gar nicht zur Verfügung – zum Glück, könnte in Frau M. mehr oder weniger bewusst vor sich gehen. Da lässt sich ein Problem, eine persönliche Sorge, kurz benennen: nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Und wenn das Gespräch irgendwie unangenehm werden sollte (zu persönlich oder zu unpersönlich, zu bohrend oder zu missachtend), dann kann Frau M. ja leicht abbrechen: „Aber ich will Sie nicht aufhalten...“ „Sie müssen ja auch weiter...“ „Die anderen wollen sich noch verabschieden...“ Diese legitimen Fluchtmöglichkeiten bestehen so im Amtszimmer oder im eigenen Wohnzimmer nicht.

Gottesdienst: Wenn Gott uns berührt

Zu diesem relativ klar benennbaren Faktor hinzu tritt ein weiterer, schwerer zu fassender Punkt hinzu: Was hat der Gottesdienst bewirkt bei denen, die ihn gefeiert haben? Frau M. steht an der Kirchen-Tür, nicht an der Küchen-Tür. Und es ist Sonntag, nicht Alltag. Was mögen der „Heilige Raum“ und die „Heilige Zeit“ auslösen an innerer Ergriffenheit? Oder pneumatologisch formuliert: Wie kann sich das „Wehen des Heiligen Geistes“ in dieser Situation zeigen?

Vielleicht sind Menschen besonders sensibilisiert, in Kontakt gekommen mit sich, mit ihrer eigenen Geschichte, mit dem, was sie unbedingt angeht. Vielleicht hat eine Liedzeile genau das getroffen, was Frau M. im Moment erlebt oder erleidet. Vielleicht hat eine Passage der Predigt sie im Innersten angesprochen. Möglicherweise bildet die Pfarrerin hier eine greifbare Projektionsfläche für Frau M.: „Ihre Predigt hat mich berührt (= Gott hat mich berührt); und Ihnen als Vertreterin der Kirche (= als Vertreterin Gottes) kann ich das anvertrauen.“

Angemerkt sei noch, dass natürlich auch die Pfarrerin berührt sein kann

von der Stunde, die sie eben mit der Gemeinde gefeiert hat. Vielleicht ist auch sie vom Heiligen Geist erfüllt worden. Das könnte für Seelsorge entweder hinderlich sein („Ich bin ganz bei mir selbst.“) oder förderlich („Ich bin sensibilisiert und offen für diejenigen, der mir jetzt begegnen.“).

Ehrlich verschieben...

3. Welche Möglichkeiten bieten sich angesichts dieser Situationsbeschreibung für Seelsorge an der Kirchentür? Wer Seelsorge aus guten Gründen nur im eigenen Amtszimmer, im fremden Wohnzimmer, im (relativ) geschützten Krankenzimmer anbieten möchte, wird Frau M. mit teilnahmevollen Worten auf eine dieser Möglichkeiten verweisen: „Ich sehe, dass Sie etwas auf dem Herzen haben; und es tut mir leid, dass ich mich Ihnen jetzt nicht richtig zuwenden kann. Wollen Sie mich morgen noch einmal anrufen?“ Oder: „Ach, immer noch im Krankenhaus?! Wie kommen Sie denn damit klar? Ist es recht, wenn ich morgen gegen 11 Uhr bei Ihnen vorbeikomme?“

Analog kann reagieren, wer angesichts der unter 1. beschriebenen Faktoren (keine emotionale Kapazität, nächster Gottesdienst steht an...) für sich feststellt, im Moment nicht offen für Frau M. zu sein. Es ist sowohl Frau M. gegenüber als auch sich selbst gegenüber allemal ehrlicher und damit letztlich auch dienlicher, diese eigenen inneren Grenzen zu beachten und dann eine Perspektive für den nächsten Tag anzubieten. Denn was wäre die Alternative? Frau M. müsste unter hohem Druck abgefertigt werden – das würde weder ihrem Anliegen noch dem Anspruch an Seelsorge gerecht.

... oder im Tiefen ansehen

Wenn die Pfarrerin diesen Druck aber nicht spürt, wenn sie Frau M. jetzt zur Nächsten werden kann und möchte, dann bietet sich die geschilderte Situation für Seelsorge geradezu an. Wobei dies natürlich vom jeweils eigenen Seelsorgeverständnis



abhängt, weshalb ich mein Seelsorgeverständnis hier kurz umreißen muss: Für mich heißt Seelsorge, den anderen Menschen *im Tiefen anzusehen*.

Was so schlicht klingt, hat theologische Qualität: Hagar bekennt den „Gott, der mich sieht“ (Gen 16,13); und Zachäus (Lk 19) wird von der Menschenmenge zwar zu Recht, aber nur oberflächlich als habgierig und böseartig gesehen, während Jesus in ihm, als er zu ihm aufschaut (!) und sich bei ihm einlädt, den Sohn Abrahams erkennt. Im göttlichen Angesehen-Werden erhalten Hagar und Zachäus ihr Ansehen, und es öffnet sich Ihnen ein heilvoller Weg.

Wenn Seelsorge im Vertrauen darauf geschieht, dass Christus gegenwärtig ist, wo zwei – nämlich die Pfarrerin und Frau M. – in seinem Namen zusammen sind (Mt 18,20), dann kann die Pfarrerin Frau M. *ansehen*. Und, wenn sie möchte, sagen, was sie sieht. Zentral ist die innere seelsorgliche Haltung, die in diesem Augenblick äußere Gestalt gewinnt.

Seelsorge ist dann keine Frage der Quantität – diese Fehleinschätzung könnte die poimenische Diskussion um Kurzzeitseelsorge o.ä. nahelegen. Sondern Seelsorge ist eine Frage der Qualität, wenn in einem Augenblick die Ewigkeit Gottes aufleuchtet.

Die Aufmerksamkeit Gottes verkörpern

Drei Punkte zur theologischen Präzisierung: Die Augen der Seelsorgerin sind nicht per se die Augen Gottes. Aber sie können für Frau M. zu Augen Gottes werden, ähnlich wie ein Mensch zum anderen sagen kann „Du bist mir lieb wie ein Engel Gottes“ (1. Sam 29,9) oder wie Christus sich mit den „Geringsten“ identifiziert (Mt 25,40.45). Dass durch die Seelsorgerin Christi Geist in der Seelsorge wirken kann, ist Glaubenssatz.

Zweitens: Dieser Geist weht, wo er will (Joh 3,8). Er ist der Pfarrerin nicht verfügbar; und doch kann sie ihm die Tür öffnen durch gutes seelsorgliches Handwerk, das sich lernen lässt. Drittens schließlich: Vielleicht trifft Frau M. auf dem Heimweg vom Gottesdienst Frau A. oder Herrn B. Auch die können einander *ansehen* und im Sinn des „Priestertums aller Getauften“ füreinander Seelsorger*innen sein; das Pfarramt bietet hier keine höheren Weihen, sondern nur einen in mancher Hinsicht hilfreichen Rahmen (professionelle Ausbildung, Schweigepflicht, oft Vertrauensvorschuss, u.U. auch eine wohlthuende Distanz).

„Ach, Frau M., das ist ja schlimm! Wie geht es Ihnen?“ Oder: „Und? Wie geht es Ihrem Mann? Was hoffen Sie oder



Foto 4: © medio.tv/Socher

befürchten Sie?“ Oder auch: „Da denke ich in diesen Tagen besonders an Sie beide und schließe Sie ins Gebet ein!“ Es mögen sich einige kurze Sätze anschließen; dabei ist der Inhalt sekundär. Mit echter Anteilnahme kann die Seelsorgerin *die Aufmerksamkeit*

Gottes verkörpern. (Diese Formulierung in Anlehnung an Hans van der Geest, „Unter vier Augen“, Zürich, 6. Auflage 2002, S. 229); und Frau M. – so der Geist weht – wird das spüren und sich in diesem Augenblick von Gott angesehen fühlen.

PREACHERSLAM

„Ich hätte nie gedacht, dass ein kaputtes Schloss zum Küssen anregen kann“

von Dr. Heike Springhart, Heidelberg

Sie hat es gewagt, hat sich in den Wettstreit begeben und sich verletzlich gemacht: Heike Springhart berichtet über sportliche Erfahrungen mit der Kunstform des Preacherslams. Es liest sich, als würde sie es wieder tun – mit Vergnügen.

Dr. Heike Springhart ist Pfarrerin der Johannesgemeinde in Pforzheim und Privatdozentin für Systematische Theologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Ihr Aufsatz erschien zuerst in den Badischen Pfarrvereinsblättern 7–8/2020. Wir übernehmen den Text ungekürzt mit Dank für die Kooperation.

O Heiland, reiß den Himmel auf.

Ein göttlicher Aufreißer. Eindrucksvoll.

Mit Macht gegen die Ohnmacht.

Reiß den Himmel auf!

Und lass endlich Rosen regnen über Aleppo und Homs.

Lass Rosen regnen für die auf den Straßen und die in den guten Stuben.

Lass Rosen regnen für die Sehnsüchtigen und die Arbeitssüchtigen.

Sehnsüchtig schaue ich in den offenen Himmel.

Da tropft mir ein Tropfen Regen ins Gesicht,

kein Tropfen von dem Regen, der aus Wüsten Gärten macht.

Einfach ein Tropfen Regen.

Mitten ins Auge.

Verstohlen wische ich ihn mir weg, den Tropfen.

Ich stehe auf der Alten Brücke.

Rennmeile für japanische Touristen,

fastnachtsselige Kurpfälzer,

zu spät aufgestandene Studentinnen,

fastfoodvertilgende Schüler.

Hochzeitsbildkulisse für Paare aus aller Welt.

Auf jeder Seite vier Balkönchen.

Auf einem stehe ich.

Komme mir fehl am Platz vor mit meinem Tränentropfen.

In jeder anderen Nische ein Paar.

Schülerliebe und Seniorenknutschen.

Ich werde nie ganz verstehen,

warum ein kaputtes Schloss zum Küssen anregt.

(Auszug aus Heike Springharts Slam-Beitrag beim Frauen-Preacher-Slam in Heidelberg 2016)



Die Leute beim Denken zuschauen lassen

Schon lange gibt es eine Preacher-Slam-Szene, noch länger Poetry-Slam. Ich gehörte eigentlich nicht dazu. Dass ich das Slammen für mich entdeckt habe, hat mit einer schlichten Anfrage für den ersten Frauen-Preacherslam zu tun, den die Evangelischen Frauen in Baden 2016 in der Heidelberger Peterskirche veranstaltet haben. Eher aus Neugier als aus Überzeugung, dass das genau mein Ding sein könnte, sagte ich zu.

Die Aufgabe: zum Motto „Himmlische Liebesgrüße“ einen maximal siebenminütigen Text verfassen. Was aber macht den Slam zum Slam? Felix Ritter, Dramaturg und Kommunikationstrainer, hat mir zwischen Tür und Angel den entscheidenden Schlüssel gegeben. „Du lässt die Leute beim Denken zugucken, du sagst auch das, was dir spontan an Assoziationen einfällt, möglichst kreativ, leicht und gewitzt. Und du redest über dich.“

Einen leichtfüßigen Text formulieren, der spielerisch, gewitzt und tiefsinnig ist, zum Motto passt, irgendwie erkennen lässt, dass hier eine Predigerin spricht, ohne eine klassische Predigt zu sein – keine leichte Aufgabe. Als sich dann am Vorabend zum Valentinstag 2016 zehn Predigerinnen (Pfarrerinnen, Prädikantinnen, Dekaninnen) in der Sakristei der Peterskirche mit einem Glas Sekt der Leichtigkeit vergewissern sollten, war durch die Bank die Aufregung spürbar. Sonntag für Sonntag auf der Kanzel stehen ist das eine, aber sich nun ohne klare Rolle, ohne Talar, ohne liturgisches Geländer dem expliziten Urteil des Publikums aussetzen ist etwas völlig anderes.

Wer slammt, macht sich verletzlich und persönlich sichtbar. Außerdem fällt die entlastende Funktion des Amtes (sichtbar an der Amtstracht) weg. Aufgrund dieser Unmittelbarkeit berühren die Texte mitunter auch mehr als manche Predigt. Weil sie das Unerwartete zur Sprache bringen, weil ich schmunzeln oder herzlich lachen kann, weil Selbstironie und Humor,

Frechheit und Witz, Sprachspielerei und Wortklauberei auch in der Kirche zum Klingen kommen.

Das Leuchten der Wörter bekommt eine Bühne

Das kreative Spiel mit den Worten und die Lust daran, Wörter zum Leuchten zu bringen bekommen einen Raum und eine Bühne. Auch wenn die Zuhörenden eher Publikum als Gottesdienstgemeinde sind, passiert jede Menge zwischen den Slammenden und denen, die zuhören. Der äußere Ausdruck davon ist, dass die Beiträge unmittelbar bewertet werden. Spürbar ist aber auch die konzentrierte und gespannte Aufmerksamkeit der Zuhörenden.

Preacher-Slam ist ein eigenes Format und eine eigene Veranstaltungsform, von dem die klassische Predigt viel lernen kann und das auf eigene Weise das Evangelium kommunizieren kann. Ja, auch ein Preacher-Slam hat seine eigene geistliche und theologische Tiefe.

Ein „Slam“ ist eine Schlacht – allerdings eher am Kalten Büffet der Köstlichkeiten als auf Schlachtfeldern mit geschliffenen Waffen. Dieser Gedanke des spielerischen Wettbewerbs, gar Wettstreits, hatte vier Jahre vor dem Preacher-Slam in Heidelberg noch hohe Wellen geschlagen.

Im Oktober 2012 fand der erste Heidelberger Predigt-Battle statt, in dem ein Pfarrer und eine Pfarrerin in drei vierminütigen Kurzansprachen „gegeneinander“ antraten. Diese Veranstaltung war im Vorfeld höchst umstritten, gerade in Kirchenkreisen. Dank der Bezeichnung „Battle“ war das Medieninteresse hoch. ERB, dpa, SWR und Lokalpresse waren da.

Nach der Veröffentlichung der Pressemeldung, gab es einen nie gekannten Sturm von Reaktionen. Schlagzeilen wie diese waren zu lesen: „Battle in Gottes Namen“; „Deutschland sucht den Super-Pfarrer“; „Predigt-Battle in der Kirche. Duell vor der Kanzel“; „Redeschlacht unter Pfarrern“. In den „Pastoralblättern“ gab es eine kritische Würdigung unter der



Überschrift „Krieg der Worte“ – immerhin mit Fragezeichen. Polarisierend wurde gefragt: „Was kommt als Nächstes? Vielleicht eine ‚Predigt-Dschungelcamp‘-Realityshow: ‚Ich bin ein Schweinepriester – Holt mich hier raus!‘?“

Ob „Battle“ oder „Slam“ – dass es hier auch um einen Wettstreit geht, hat die Gemüter anfangs sehr erhitzt. Warum eigentlich? Längst stehen Predigerinnen und Prediger auch im Wettbewerb, seit der coronabedingten Explosion von Video-Gottesdiensten mit öffentlich einsehbarer Klick-Zahl bei YouTube allemal.

Mut und Lust zum Wettbewerb

Aber auch im sonstigen kirchlichen Alltag stimmen Menschen mit den Füßen ab, suchen sich die Pfarrerin, die die Trauung machen soll, aus – oder den Pfarrer, der den Großvater beerdigen soll. Vor allem in der städtischen Situation sind die Grenzen zwischen den Parochien ja längst durchlässig geworden und das ist gut so. Auch die Aufregung darum, ob man eine Wörter-Schlacht im Sinne eines Preacher-Slams machen darf, ist längst nicht mehr so hoch. Im Gegenteil: es sind durchaus nicht nur die jungen, innovationsfreudigen Menschen, die zu einem Preacher-Slam kommen. Auch etliche eher traditionell geprägte Gemeindeglieder lassen sich dafür begeistern.

Slammerinnen und Prediger stehen mit ihrer Person und ihrer (selektiven) Authentizität ein für das, was sie sagen. Sie werden sichtbar, verletzbar, angreifbar, aber eben auch spürbar und zu Zeuginnen und Zeugen für das, was sie sagen. Die alte homiletische Frage nach dem Ich in der Predigt ist längst der Erkenntnis gewichen, dass die Aufmerksamkeit der Zuhörenden dann besonders hoch ist, wenn die Predigerin als Person sichtbar wird.

Das ist freilich nicht damit zu verwechseln, dass allerlei mehr oder weniger banale Alltagserfahrungen die Wahrhaftigkeit der Predigt unterstreichen. Vom Preacherslam lässt sich durchaus lernen, dass ich (jedenfalls dann und wann) auch wagen

kann, meine offenen Fragen in der homiletischen Gestaltung einzubeziehen und ernstzunehmen. Das erfordert harte theologische Arbeit und den Abschied von einer phrasenhaften Formelsprache, die zwar richtig sein mag, aber wenig erschließt.

Eine Predigt muss nicht gefallen – aber Resonanz auslösen

Zugleich macht das Format des Preacher-Slams damit Ernst, dass die Resonanz bei den Zuhörenden essentiell für die Predigt ist. Predigt ist kein Selbstzweck, schon gar nicht muss sie allen gefallen. Aber sie ist immer Rede für konkrete Adressat*innen, ob in der Gottesdienstgemeinde oder in den virtuellen Weiten des world-wide web. Sie ist lebendiges Geschehen zwischen der Predigerin und den Zuhörenden, nicht Aufführung, die konsumiert wird. Beim Predigen geht es immer auch um die, an die die Predigt gerichtet ist. Wenn sie dort keine Resonanz auslöst (sei es in Zustimmung, Berührtsein oder Widerspruch), dann hat die Predigt ihren Zweck verspielt.

Das ist allerdings nicht mit einer Forderung nach Effekthascherei zu verwechseln. Die Inhalte unserer Verkündigung sind oft genug sperrig, nur selten schwarz oder weiß, und immer wieder neu theologisch anspruchsvoll zu durchdringen. Wenn dies jedoch geschieht, dann ist auch die Freiheit möglich und die Gestaltung nötig, nicht immer und immer wieder dieselben alten Formeln zu reproduzieren, sondern in neuen Formaten kreativ-theologische Inhalte zu entfalten.

Die unmögliche Möglichkeit ergreifen...

Ist alles erlaubt, was gefällt? Ja und nein. Zentral bleibt die Frage: Dient die Form und das Format dem Inhalt. Nur die hohen Aufmerksamkeitswellen und medialen Resonanzen allein sind noch kein Wahrheitskriterium. Andererseits lässt sich der Inhalt auch nicht allein durch ein ungewöhnliches Format ad absurdum führen.



... und noch einmal über Gott sprechen.

Wenn es stimmt, was kluge Köpfe wie Karl Barth gesagt haben, dass es eine an sich unmögliche Möglichkeit ist, überhaupt über und von Gott zu sprechen – und dass wir genau diese Unmöglichkeit wissen müssen, um die Möglichkeit kraftvoll zu ergreifen – dann heißt das, dass das Spielen mit neuen Formaten auch für die Verkündigung weder per se zu bejubeln noch per se zu verteufeln ist.

Ich hätte nie gedacht, dass ein kaputtes Schloss zum Küssen anregen kann – wie auf der Heidelberger Alten Brücke. Ich

hätte noch viel weniger gedacht, dass mein eigenes Predigen so sehr von der spielerischen Leichtigkeit des Slammens profitieren könnte (geschweige denn, dass ich es kann). Preacher-Slam lockt zur Experimentierfreude und in die luftigen Höhen der Bühne. Preacher-Slam ist ein großes Vergnügen für die Slammer und die Zuhörerinnen – und eine genauso große Herausforderung. Es lohnt sich, das Spiel mit den Wörtern auszuprobieren. Ich kann es nur empfehlen. Dann kommen Wörter zum Leuchten und manchmal sogar das Wort zum Strahlen.

Vor zwei Wochen stand ich am Strand von Borkum.

Mitten in der Nordsee.

Abends, in der Dunkelheit.

Alle sechs Sekunden ein heller und weiter Leuchtstrahl.

Vom Leuchtturm auf die See gesandt.

Leuchtfeuer.

Für einen kurzen Moment – Klarheit.

Für einen kurzen Moment werden die Spuren des Tages sichtbar.

Aufgewühlter Strand.

Die Sandschaufel im Strandkorb.

Das verliebte Paar im Schatten der Nacht.

Der einsame Kurgast auf der Bank.

Die zusammengeknüllte Zeitung im Papierkorb.

Das verlorene Handtuch.

Dann versinkt all das wieder für sechs Sekunden in der Dunkelheit.

Manche Wörter sind genauso, denke ich am Strand von Borkum.

Manche Wörter leuchten.

Willkommen.

Gnade und Vergebung.

Ich liebe Dich.

Lass es gut sein.

Versöhnung und Neuanfang.

Segen und Frieden.

Barmherzigkeit und Solidarität.

Das erste Wort meines Patenkindes.

Die letzten Worte meines Großvaters – alles ist gut.

Aber es gibt auch die anderen Wörter mit Macht.

Wörter, die hektisch blinken.

Klimakatastrophe

Fluchtursachen

Hassparolen auf Bannern und Facebook-Seiten.

Hetzjagden mit Worten und Fäusten in Chemnitz und anderswo.

Schlagabtausch im Parlament.

Plötzlich lassen sich wohltemperierte Politikerinnen dazu hinreißen, von Misthaufen und Arschlöchern zu reden. Vorgestern in Berlin.



Wörter, die entgleisen.
 Wörter, die flackern und Strohfeuer entzünden.
 Wörter, mit denen das Licht und der Ofen einfach ausgeht.
 Ich sehe die Bilder und höre die Parolen – und es verschlägt mir die Sprache.
 Ich denke an die Marseillaise der Reformation – ein feste Burg ist unser Gott.
 Und wenn die Welt voll Teufel wär',
 und wenn sie voller Fürsten und Politikerinnen wär', die sich stur und sauer stellen –
 ein Wörtlein kann sie fällen.
 Ein Tweet, eine gekonnte Journalistenfrage,
 das rechte Wort zur rechten Zeit.
 Wieder trifft mich das Leuchten am Strand.
 Leuchtende Wörter gehen zu Herzen,
 reichen tiefer als in den Verstand.
 Das macht sie gefährlich.
 So schmal ist der Grat zwischen Worten, die zu Herzen gehen
 und Worten, die unverantwortlich manipulieren.
 So schnell wird aus der Macht des Wortes Gewalt in der Sprache.
 Wenn Menschen manipuliert und instrumentalisiert werden.
 Wenn es nicht mehr darum geht, Menschen aufzurichten.
 Wenn es nur noch um die Durchsetzung der eigenen Interessen geht.
 Oder noch schlimmer: wenn es darum geht, Menschen bedingungslos zu binden.
 So schmal ist der Grat zwischen Wahrheitsuche und Rechthaberei.
 So schmal ist der Grat zwischen leuchtenden Wörtern und flackernden Parolen.
 [...]

Manchmal gibt es Wörterleuchten wie Wetterleuchten.
 Wörterrot wie Abendrot.
 Wörterglühen wie Alpenglühen.
 Göttliche Worte als Leuchte für meinen Fuß.
 Und am Ende
 Am Ende lässt Gott, die Ewige,
 das Angesicht leuchten -
 Über den Redseligen und über den Armseligen.
 Über den Lebenssatten und den Liebeshungrigen.
 Über den finsternen Gestalten und den Lichtgestalten.
 Über dir und mir und uns allen
 Leuchtet das göttliche Antlitz.
 Und gibt Frieden.

(aus: Wörterleuchten, Slam-Beitrag beim Frauenmahl in Davos / CH, 15.09.2018)



Foto 5: © medio.tv/Socher



Investitionen in den Geist

von Dr. Alexander von Oettingen, Bad Homburg

Den folgenden Vorschlag zu einem Mentalitätswandel in den aktuellen Kirchenreformprozessen hat Pfarrer Dr. Alexander von Oettingen in einer Andacht im September 2020 im Kirchlichen Verfassungs- und Verwaltungsgericht (KVVG) der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau gemacht. Der Autor (Jahrgang 1947) war bis 2013 Pfarrer an der Erlöserkirche in Bad Homburg und ist seit 2000 theologischer Beisitzer im KVVG.

Vom Wachsen gegen den Strom...

Als im Mai diesen Jahres die Freiburger Prognose über die Halbierung von Kirchenmitgliedschaft und Kirchenfinanzen bis 2060 von Professor Bernd Raffelhüschen veröffentlicht wurde, habe ich aus der Kirche lautes Schweigen vernommen. Nunmehr hat im Juni diesen Jahres das Z-Team der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im Auftrag der EKD-Synode 11 Leitlinien vorgelegt, die gleichsam eine Antwort auf die Freiburger Prognose geben: Empfohlen wird ein Konzept des Um- und Rückbaus der Kirche.

...zum Rückbau der Kirche

Das ist aus meiner Sicht nichts anderes als eine Wende um 180 Grad, wenn wir uns daran erinnern, dass man zu Beginn der Reformationsdekade 2006 noch die „Kirche der Freiheit“ mit der Perspektive „Wachsen gegen den Strom“ versehen hatte.

Perspektivwechsel

Ich möchte diesem Perspektivwechsel von Aufbruch zu Resignation, von Aufbau zu Rückbau, ein Wort aus dem 1. Petrusbrief entgegenstellen: „*Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von*

euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“ (3,15)

Drei Gedanken begleiten mich dabei:

1. Als der Wanderprediger und Rabbi Jesus seinen Mund aufat, liefen ihm die Frauen und Männer, Alte und Junge, Kranke und Gesunde, Einfache und Gebildete gleichermaßen zu. Sein Reden und Tun war es, sein Hinweisen auf das kommende Reich der Gerechtigkeit, der Liebe, des Friedens und der Freude, was ankam und ansprach – weil es das Hoffen, Sehnen und Erwarten der Menschen ansprach. **Die Kirche hat eine Botschaft der Hoffnung zum Weitersagen.**

Kommunizieren von Angesicht zu Angesicht

2. Daran schließt sich der Gedanke an: Wenn die Mitgliedschaft bröckelt, muss das Weitersagen für die Mitglieder so überzeugend sein, dass sie bleiben; und für die, die noch nicht oder nicht mehr Mitglieder sind, dass sie dazukommen oder zurückkommen. Dazu muss die Kirche mit den Menschen – Mitgliedern und solchen, die es noch nicht oder nicht mehr sind – kommunizieren und kommunizieren wollen: nicht einfach nur mit Postwurfsendungen, nicht einfach nur digital oder analog, sondern real, von Angesicht zu Angesicht.

Probeweise stelle ich mir vor: Einmal im Jahr oder alle zwei Jahre zwischen Ostern und Pfingsten besuchen Kirchenvorstände und Helfer*innen jeden Haushalt; hören, wie es geht und wo der Schuh drückt; zeigen an, was aktuell ansteht oder geplant ist; fragen nach Ideen und Vorschlägen und überlegen miteinander, was jede*r einbringen kann.

So könnte Teilnahme und Beteiligung wachsen, Selbstbestimmung und Mitbestimmung, und eben das



Zugehörigkeitsgefühl, sei es zu bleiben oder dazuzukommen. Nicht jede*r würde dabei sofort eine Aufgabe übernehmen, wäre aber innerlich mehr dabei.

Und über Geld reden

3. Dabei wäre auch über Geld zu reden. Das Thema wird weithin gescheut. Man wolle nicht von Geldgebenden abhängig werden, heißt es zumeist. Und: Die Kirche dürfe nicht in den Geruch kommen, Dinge des Geldes wegen zu tun. Wenn aber der Kirche die Geldgeber*innen (sprich: die Kirchensteuerzahlenden), fehlen, muss man dann nicht darüber reden – mit den aktuellen und den potentiellen Mitgliedern? Sicherlich in der Reihenfolge Geist – Geld, nicht umgekehrt. Aber wenn es nicht um bestimmte Projekte geht, für die man Spenden erbittet, sondern um die Infrastruktur, muss man überzeugend darlegen, inwiefern diese und jene Einrichtungen der Kirche für ihre Botschaft der Hoffnung dienlich und nötig ist. Dann

muss die Struktur so gut und dem Geist entsprechend gestaltet sein, dass sie überzeugt. Dann kann, darf und muss man fragen: Was willst Du und was kannst Du dazu beitragen?

Ich denke, wir brauchen einen Mentalitätswandel. Die Leitlinien wollen die Mitarbeitenden der Kirche mit Glaubenswissen ausstatten. Es kann aber nicht darum gehen, die Menschen zu belehren, sondern vielmehr sie zu motivieren und zu aktivieren. Kirchenglieder sollen sich als Botschafterinnen und Botschafter Christi verstehen und sich dazu tüchtig wissen, die Hoffnungsbotschaft der Kirche weiterzusagen. Pathetisch gesagt: Die ganze Gestalt der Kirche müsste diese Hoffnungsbotschaft ausstrahlen.

Das muss gewollt sein, das muss geplant werden. Nötig sind Investitionen – nicht nur in Geld, sondern auch in Geist, zum Aufbau, nicht Rückbau, wenn wir der Verantwortung für die Botschaft der Hoffnung gerecht werden wollen.



Foto 6: © medio.tv/Socher



Kirchliche Email-Kommunikation auch nach dem aktiven Dienst möglich

von Lothar Grigat

*Die folgende Information schreibt der Vertreter der Ruheständler*innen im Vorstand des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck:*

Am 12. Oktober 2020 fand in Kassel das erste Kontaktgespräch zwischen dem Vorstand des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck und der neuen Bischöfin, Frau Dr. Beate Hofmann, in angenehmer und entspannter Atmosphäre statt. Dabei wurden die unterschiedlichsten Themen angesprochen, unter anderem auch die zunehmende Bedeutung der Ruheständler und Ruheständlerinnen der Pfarrrschaft zur Gewährleistung des pfarramtlichen Dienstes in den Kirchengemeinden.

Dabei habe ich angesprochen, wie wenig Ruheständler*innen in den zurückliegenden Zeiten wertgeschätzt wurden, indem wir zum Beispiel für Vertretungsdienste keine Vergütung bekommen, aber auch sonst von nahezu allen Kommunikationsmöglichkeiten abgeschnitten sind.

Die Bischöfin zeigte sich verwundert, dass im Ruhestand die EKKW-Email-Adresse nicht mehr zur Verfügung stehen soll, was ich so erfahren und behauptet hatte. Nur drei Tage später erhielt Frank Illgen, Vorsitzender des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck, eine Email der Bischöfin mit folgendem Inhalt:

„... zumindest ein Anliegen aus unserem Gespräch ließ sich gut klären. Folgende Information... im Blick auf die Erhaltung der EKKW-Adressen von PfarrernInnen im Ruhestand aus der IT-Abteilung: ... das Anliegen der PfarrernInnen und Pfarrer ist in der Tat sehr nachvollziehbar. Die gute Nachricht ist: Dies ist eigentlich bereits jetzt unser vereinbartes Vorgehen. PfarrernInnen und Pfarrer, die ihren Ruhestand antreten, behalten ihre EKKW-Emailadresse, es sei denn, sie wünschen explizit eine Abschaltung. Wir prüfen nach

dem Ruhestandseintritt dann regelmäßig, ob die Adresse weiterhin verwendet wird. Solange eine aktive Nutzung der Adresse durch Anmeldungen registriert wird, wird die Adresse ohne zeitliche Beschränkung bereitgestellt. Zum Ruhestandseintritt stellen wir eine erläuternde Email zu, die über den weiteren Ablauf nach Ruhestandseintritt informiert...

Wenn es Fälle gab, wo die Weiterverwendung nicht erfolgt ist, so können diese gerne auf uns zukommen; ich gehe in dem Fall von einem Missverständnis oder Versehen aus...“

So weit die Info. Ich weiß nicht, seit wann diese Praxis mit der Information üblich ist, kann mich aber bei meinem Ruhestandseintritt vor bald zwölf Jahren nicht an so etwas erinnern. Von daher halte ich die Information für alle Kollegen und Kolleginnen im Ruhestand für wichtig. Ich kann nur empfehlen, die EKKW-Adressen zu aktivieren oder zu reaktivieren, zumal nach Einschätzung unserer Bischöfin der Kommunikationsfluss der Landeskirche über die Emails zukünftig noch intensiver und damit auch wichtiger werden wird.

Und wir im Ruhestand sollten doch ein Interesse an bestmöglicher Information haben!

Ansprechpartner für die Email-Adressen ist

*Tim Bauschmann
SG Informations- und Kommunikationstechnik
im Landeskirchenamt Kurhessen-Waldeck
Telefon: 0561-93781-999.*

Veränderungswünsche kann man auch direkt einreichen unter
Email: edv.hilfe@ekkw.de.



**Zu Dr. Ernst L. Fellechner:
50 Jahre Stabilität und Veränderung.
HPB 5/2020, S. 210–215:**

Als ehemaliger Vikar in Mainz-Lerchenberg interessiert mich, was heute über die Zeit vor 50 Jahren geschrieben wird, zumindest über die damaligen Senioren. Der leider verstorbene Propst Hermann Petersen war mein Lehrpfarrer; Ernst Fellechner und Gerhard Dietrich kenne ich als junge Kollegen.

Das Lutherjahr, für das ich als Geschäftsführer von der EKHN freigestellt worden war, wurde 1983 anlässlich Martin Luthers 500. Geburtstag gefeiert, nicht 1986 wie irrtümlich im Text von Ernst Fellechner geschrieben. Ein Schwerpunkt war der Wormser Regional-Kirchentag im September 1983.

Als heutiger Mitbeauftragter für die Emeriti-Arbeit des Dekanates Bergstraße danke ich für die intensive Protokollierung der Mainzer Emeriti-Treffen. Zu den Gründen für die Teilnahme an den Treffen gebe ich zu bedenken: Einer der Gründe wird die Medienüberflutung selbst in der Fachpresse in der vergangenen Jahren sein und entscheidend der Freiwilligkeitscharakter der Religion in den euro-amerikanischen Ländern, an dem auch die Pfarrerschaft teilhat. Darüber wurde leider nicht informiert.

Dirk Römer, Lorsch

**Zu Gerhard Wegner:
„Die nicht-missionarische Anstalt
– Von der Kirche und ihrer Eigen-
resonanz“ in HPB 4/2020, S.140–159:**

Sehr Vieles von Wegners Diagnosen und Therapievorschlägen für die kirchliche Eigenresonanz hat mich an eigene Wahrnehmungen erinnert. Aber es fehlt Wesentliches: Das ist erstens der Verlust der kindlichen Prägung zur Kirchenmitgliedschaft einschließlich der dazu

notwendigen Kenntnis biblischer Geschichten, Lieder und Familienrituale. Die jungen Leute zünden mit dem Gemeindebrief den Grill an und sind froh, dass die Konfirmation endlich vorbei ist. Da haben wir Vieles versäumt und Chancen verpasst. Pädagogik ungenügend!

Zweitens ist es der Verzicht des etablierten Religionsunterrichts auf schlichte Bibelerklärungen und religiöse Grundverständnisse. Exemplarische Lebenskunde ist die Devise. Wenn Berufsschüler*innen in der ersten Religionsunterrichts-Stunde von ihren kirchlichen und religiösen Erfahrungen berichten sollten, erklang fast ausnahmslos das paternoster (= Pfarrer-unser). „Unsere Pfarrerin, unser Pfarrer ist, hat, tut, vor allem aber: tut nicht.“ Damit hatte ich eine hervorragende Chance, mitglieder-missionarisch zu arbeiten. Lehrpläne lagen friedlich in der Schublade, der Bedarf der Klassen stand im Mittelpunkt.

Von vielen meiner Schul-Gemeinde-Angehörigen weiß ich, dass wir gemeinsam den Weg gefunden haben, Kirchenmitglied zu bleiben und auch immer wieder zu Hause Verantwortung in der Parochie zu übernehmen.

Fazit: Der noch staatlich garantierte Religionsunterricht wird sowohl sträflich vernachlässigt als auch durch staatlich dominierte Curriculum-Konferenzen zum reinen Lebenskundeunterricht, bestenfalls mit Hinweisen auf die christliche Motivation. Die bisweilen feststellbare pietistische Alternative mit Erweckungsforderungen verbessert die Lage nicht. Letztlich bin ich davon überzeugt, dass wir Pfarrer*innen viel zu einseitig theologisch ausgebildet werden: mit geringer Ahnung von Pädagogik und kommunikativen Methoden. Das sind für mich die Hauptursachen für die Eigenresonanz zumindest der Angehörigen unseres Berufsstandes.

Gerhard Roos, Jade-Sehestedt



Foto 7: © medio.tv/Socher

Konrad Schulz zu Dr. Michael Heymel „Wohin sollen wir gehen? – Kirche am Scheideweg“ in HPB 5/2020, S. 193 ff.

Die Krise der Kirche tritt nach Heymel immer klarer zutage in der Coronakrise: „Die evangelische Kirche hat in dieser Situation nichts Wichtiges zu sagen.“ In der Tat gibt einem die vorfindliche (Beamten-) Kirche in unserem Land mit administrativen Vorgaben nicht unbedingt das Gefühl, Inspiration zu verbreiten. Aber wer wie ich einmal als Auslandspfarrer erlebt hat, was es bedeutet, in einer Freiwilligengemeinde zu arbeiten, wo das Gehalt keineswegs so sicher kommt, denkt über den Beamtenstatus nicht von vornherein schlecht. Wir wissen vermutlich kaum noch, dass das Ethos der (preußischen) Beamten mal darin bestand, dem Staat und damit dem Gemeinwohl unbestechlich zu dienen und dafür mit einer mäßigen „Alimentation“ von Alltagsorgen befreit zu sein. Auch in unserer Kirche versuchen viele der Pfarrer*innen, Kirchenbeamt*innen und Mitarbeiter*innen gewissenhaft gute Arbeit zu leisten.

Aber Heymels Thesen zur Erneuerung bleiben gefangen in der innerkirchlichen Sprache, mit der viele Zeitgenossen ihre Schwierigkeiten haben, weil sie mit ihrer eigenen Wirklichkeit kaum zu tun haben.

Paul Tillich machte darauf aufmerksam, dass es keinen Zweck hat, „die ‚Schätze der Vergangenheit‘ in unsere Liturgien einzuführen, wenn sie nicht die Tiefe unserer gegenwärtigen Situation ausdrücken. Das gilt auch für das gesprochene Wort, von dem der Protestantismus innerhalb und außerhalb des Kultus voll ist... Kein Bibelwort ist für uns Gottes Wort, sofern wir die Wirklichkeit unserer geschichtlichen Situation aufgeben müssen, um es zu verstehen.“¹

Offenbar ist die kirchliche und biblische Terminologie oft weit entfernt von der Wirklichkeit der Menschen. Es ist nicht nur „der kirchliche Betrieb“, der „von Pfarrern und Pfarrerinnen tausend andere Dinge verlangt, die angeblich wichtiger sind als der Auftrag des auferstandenen

¹ Paul Tillich, Philosophie und Schicksal, Schriften zur Erkenntnislehre und Existenzphilosophie S.104



Jesus Christus“². Sondern um mit Tillich zu sprechen: „Wird aber gefordert, dass ich aus meiner Gegenwart heraus in eine historische Zeitspanne der Vergangenheit trete, um dort Offenbarung zu empfangen, dann ist das, was ich empfangen, nicht mehr Offenbarung für mich, sondern ein Bericht über Offenbarungen, die andere empfangen...“³

Kirche hat nicht nur ein Form- oder Methodenproblem, sondern ein Kommunikationsproblem. Ich denke, dass die Krise der Kirche nicht zu lösen ist, indem man erwartet, dass die Menschen gefälligst „die Liturgie als Ordnung des Lebens begreifen“⁴ sollen und „in der erfahrbaren Kirche die Gemeinschaft der Heiligen wahrnehmen“⁵. Es geht darum, sich der modernen Welt auszusetzen, den Menschen zuzuhören, ihre Wirklichkeit mit dem Evangelium zu vermitteln.

Gottesdienst und Kundendienst

Der Essener Kulturphilosoph Norbert Bolz hat die Phänomene „Gottesdienst“ und „Kundendienst“ miteinander verglichen und dabei strukturelle Ähnlichkeiten entdeckt. „Es ist mitnichten so, dass die Leute heute unreligiös oder areligiös geworden wären oder dass sie für Religion keinen Sinn mehr entwickelten, weil sie nur noch Konsum und Erlebnis im Kopf hätten. Es ist vielmehr so, dass die Konsum- und Erlebniswelt die nach wie vor vorhandenen religiösen Bedürfnisse der Menschen genauer wahrnimmt, bereitwilliger akzeptiert und – in der Regel – besser bedient als die Kirche.“⁶

„Gelernt hat das moderne Marketing seine erfolgreichen Strategien aber allemal bei der Kirche. [...] 1. Die Leute wissen

2 Heymel, S.194

3 Tillich a.a.O S.105

4 Heymel S. 195

5 a.a.O.

6 Bolz zitiert in: Johannes Koch, Die Kunst in unseren Kirchen. Zur Theologie der Dinge. pdf-Papier S.1

<https://www.kirche-kunst.de/verein-fuer-kirche-und-kunst/zeitschrift-dialog/theologie-der-dinge/>

selber nicht, was sie eigentlich brauchen. 2. Folglich muss es ihnen medial vermittelt werden: durch Wort, Bild, Zeichen, Klang, Gebärde. Das ist Aufgabe der Werbung. 3. Die Werbung muss allerdings berücksichtigen, dass das, was die Leute wirklich brauchen, gar nicht das Produkt ist, das sie kaufen können und sollen, sondern eine Qualität, die sich kein Mensch käuflich erwerben kann: Freundschaft, Liebe, Sicherheit, Selbständigkeit.

Diese eigentlichen Bedürfnisse werden also nicht durch das Produkt selbst befriedigt, sondern – das ist der 4. Punkt – durch die Bedeutung, die der Besitz eines Produktes seinem Besitzer, der Konsum eines Artikels seiner Konsumentin verleiht. Mit anderen Worten: Ein Produkt muss zu einem Medium der Selbstdeutung, der Selbststilisierung werden, und d.h. 5. es muss symbolisch aufgeladen, es muss spirituell überhöht werden, damit es nachgefragt wird. Das hat das moderne Marketing von der Kirche gelernt. Denken wir noch einmal an die Hostie: Nicht ihr Konsum als solcher befriedigt ein menschliches Urbedürfnis, wohl aber die – neue – Seinszuschreibung, die ihr Konsum mit sich bringt.

Zu einem Mittel der Selbstdeutung wird dieser an sich geschmacklose Keks aber allein dadurch, dass er symbolisch aufgeladen – „Dies ist mein Leib ...“ – und spirituell überhöht wird – „... der für euch gegeben wird.“ Dazu kommt noch die Einbindung in einen Ritus, der symbolisch etwas erfahrbar werden lässt von jenem neuen Sein, das der Konsum dieses Kirchenbedarfsartikels auf den Konsumenten übertragen soll“.⁷

Es kann nicht darum gehen, mit Marketingstrategien Kirche und Gottesdienste aufzupeppen, sondern darum, sich bewusst zu machen, welche religiösen Bezüge hier genutzt werden, um bestimmte Konsumgüter symbolisch aufzuladen, so dass die tiefere „geistliche“ Wirklichkeit hinter ihrer Wirklichkeit

7 Koch a.a.O.



durchscheint. Tillich nennt das „gläubigen Realismus“.⁸

Theologische Anthropologie sieht den Menschen bezogen auf Gott und denkt ihn in Entsprechung zu ihm, sagt Koch. Offenbar besteht eine Entsprechung zwischen dem menschlichen Bedürfnis, sich mittels materieller Ver-Körperungen (Inkarnationen) in der Welt Gewicht zu verschaffen und so die Lebenswelt zu gewichten und der göttlichen Ver-Körperung in der Welt durch Jesus Christus.

Die katholische und die orthodoxen Kirchen kommen diesem Bedürfnis entgegen, indem sie diese Inkarnation aufwändig inszenieren und mit religiös aufgeladenen Gegenständen wie Kruzifixen, Rosenkranz, Weihwasser, Ikonen und gesegnetem Brot Möglichkeiten bieten, den alltäglichen Lebensraum zu gewichten und auszurichten, indem diese Dinge die Präsenz Gottes in der Welt verkörpern. Ganz abgesehen davon, dass z.B. die Jesuiten nach der Maxime handeln: „Gott in allen Dingen suchen.“

Gegenstandsvergessene Theologie

Was bieten wir Evangelische? Nicht allzu viel, stellt Koch fest. Unsere Liturgien und Gottesdienste sind arm an Symbolen und der Theologie ist im Lauf der Zeit die grundlegende Funktion der Gegenstände abhanden gekommen: So ist sie im wahren Sinne des Wortes eine gegenstandsvergessene Theologie geworden.⁹

Immerhin haben wir inzwischen geistliche Zentren etabliert, in der Menschen durch „Exerzitien im Alltag“ und andere spirituelle Übungen sich auf den Weg machen, Gott in den Dingen, auch in sich selbst, wieder zu finden. Das ist ein individueller Weg, der die Übenden und ihre Erfahrungen in den Mittelpunkt rückt und sich kaum von außen steuern lässt. Der Begleiter oder die Begleiterin kann den Übenden die Verantwortung für ihren Weg nicht abnehmen, sondern nur

helfen, Erfahrungsmöglichkeiten zu eröffnen, so dass sie die „ganze Wahrheit“ ihres Herzens entdecken und mit Gott in Verbindung bringen.¹⁰

Bedürfnisse ernst nehmen...

Müsste nicht Kirche lernen, die Bedürfnisse jener 95% der Kirchenmitglieder ernst zu nehmen, die nicht zur Kerngemeinde gehören und daher in den traditionellen Gottesdiensten und Insiderveranstaltungen nicht mehr in den Blick geraten? Ein gutes Beispiel wird im Artikel *United4Rescue*¹¹ gleich im Anschluss an den Artikel von Heymel thematisiert. Die Nöte der Flüchtlinge werden hier ernst genommen. Kirche mischt sich ein und vermittelt so praktisch den Gehalt des Evangeliums. Das Thema Flüchtlingshilfe ist jedoch nur eines von vielen brennenden Themen.

In jeder Gemeinde gibt es Dinge, an und mit denen christliche Religion und ihre Kultur begreifbar werden kann: Kirchengebäude mit Altären, Kanzeln, Taufsteinen, Skulpturen, Bildern, Glasfenstern, Leuchtern, Paramenten. All diese Dinge sind Adiaphora, die auf ihre Weise Gottes Präsenz in der Welt verkörpern und zur Inszenierung des Evangeliums beitragen, indem sie eine neue Wirklichkeit setzen und uns ein neues Sein zuschreiben.

... und das Evangelium in Szene setzen

Nicht umsonst sind auch für areligiöse Menschen Kirchen oft besondere Räume, die etwas durchscheinen lassen von der Wirklichkeit, die wir glauben. Der ehemalige Kunstbeauftragte der Württembergischen Kirche Koch ist der Meinung, dass „kein Weg an der Erkenntnis vorbeiführen (dürfte), dass es das Evangelium immer nur in der Form irgendeiner Inszenierung gibt, präsentiert von Personen und von Dingen. Ob im Gottesdienst, im Unterricht oder in der Seelsorge:

8 Tillich, Philosophie und Schicksal S. 102ff

9 Koch S.5

10 Peter Köster SJ, Beten lernen, Leipzig 2003, S.11

11 Joachim Lenz, United4Rescue: Aus einem evangelischen Impuls wird ein Bündnis HPfB 5/2020 S. 196–199



Inszenierungen bestimmen die Praxis des Evangeliums. Vielfältig, immer aber angemessen, will das Evangelium in Szene gesetzt werden, damit es wahrgenommen und für wahr genommen und so immer wieder neu wahr werden kann. Und das ist gut so. Denn in Zeiten gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse wird es immer schwieriger, eine überindividuelle Wahrheit anderen Menschen nahe zu bringen.“¹²

Allerdings dürfte klar sein, dass die Zeichen, die Gottesdienst und Kirchen mit ihrer Ausstattung vermitteln, von vielen Menschen nicht mehr verstanden werden. Insofern ist auch der Rückgriff auf biblische Texte nicht mehr allgemein überzeugend.

Das führt einerseits zum Traditionsabbruch überall da, wo christlicher Glaube und seine Weltdeutung nicht mehr überzeugend repräsentiert wird. Bestimmte Dinge kommen einfach nicht mehr vor.

Eine andere Konsequenz, die ich zuweilen an mir selbst wahrgenommen habe, ist Folgendes: Wenn die alten christlichen Sinnbilder nicht mehr verstanden werden, muss man sie den Besuchenden erklären. Und zwar nicht nur (kunst-)historisch, sondern auch theologisch. Das ist nicht unproblematisch, denn ein erklärtes Symbol oder Ritual wirkt manchmal lächerlich.

„Nach dem Abendmahl bleiben wir im Kreis stehen und reichen uns noch die Hände, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass Christus uns durch sein Mahl als eine Gemeinde miteinander verbunden hat. Es würde völlig genügen, wenn der Liturg nach dem Mahl den neben ihm Stehenden die Hände reichen würde. Alle wüssten sofort, worum es geht, und verstünden aus dem Kontext heraus den Sinn dieser Geste.“¹³

Verzaubern statt erklären

Vor allem evangelische Kirchenleute haben eine verhängnisvolle Neigung, alles zu erklären und zu entmythologisieren.

¹² Koch S.6

¹³ Koch a.a.O.

Schon Rudolf Bultmann war der Meinung, dass man mit Wundern nichts anfangen könnte, wenn man elektrisches Licht gebraucht. „Warum rennt ihr Konsumhengste bloß immer in die Kaufhäuser? Merkt ihr denn nicht, dass ihr dort das, was ihr eigentlich braucht, gar nicht kaufen könnt? Seid doch nicht blöd: Kommt zu uns in unsere Kirchen! Wir klären euch auf. Wir sagen euch, was ihr wirklich braucht und wo ihr das, was ihr wirklich braucht, auch bekommt, sogar gratis.“¹⁴

„Regieanweisungen“ und Erklärungen im Gottesdienst öden mich oft an. Die Werbebranche hingegen denkt gar nicht daran, Erklärungen zu liefern, sondern versucht Konsument*innen zu verzaubern, indem sie auf die Magie der Bilder setzt und dazu „Sinn“ verkauft: „Wir machen Strom, mit dem es läuft, und läuft, und läuft, ... oder: „Nah!reisen Hinaus ins Abenteuer...“¹⁵.

Das bedeutet in unserem Zusammenhang weder resignativ das Ende von Kirche zu erwarten – „Der Letzte macht das Licht aus.“ – noch den „Geistlich-Ungeübten“ alles zu erklären, sondern die Mystik des Glaubens und der Kirche mit ihren alten Symbolen und Ritualen so zu inszenieren, dass auch die große „kirchliche Randgruppe“, immerhin 95% der Kirchensteuerzahler, das Gefühl hat, etwas Bedeutsames zu erleben, das hilfreich ist, um Bedürfnisse zu entdecken und der Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, Wertschätzung, Sicherheit, aber auch Selbständigkeit, Gerechtigkeit und solidarischer Zuwendung einen sinnfälligen Ausdruck zu geben.

M. Heymel stellt zu Recht fest, dass die gegenwärtige Corona-Pandemie unseren „westlichen Lebensstil, das Leitbild der globalisierten Welt, in Frage“ stellt. In der Tat ist zugleich diese Unterbrechung des ‚normalen‘ Lebens die Gelegenheit, miteinander ins Gespräch zu kommen, aber anders als er, glaube ich nicht, dass

¹⁴ Koch a.a.O.

¹⁵ RWE im Spiegel



die Kirche die Gelegenheit verpasst hat, zur Selbstbesinnung und zum Aufbruch zu einer umweltfreundlicheren, nachhaltigeren und sozialverträglicheren Lebensweise aufzurufen.

Anders leben statt appellieren

Appelle helfen nicht. Anders leben, anderes vorleben wäre hilfreicher. Vor allem aber haben viele in der Kirche anscheinend noch nicht gemerkt, dass Gott und Glaube in unserer postmodernen Konsum- und Erlebniskultur für viele Menschen – auch in der Kirche – nur noch eine Selbst- und Weltdeutung unter anderen ist. Sport, Fitness, Gesundheit, um nur etwas zu nennen, ist vielen Menschen mindestens gleich wichtig. Und das Deutungssystem Glaube der Kirchen wird nicht mehr als Ganzes einfach übernommen, sondern differenziert und abhängig von

persönlichen Entscheidungen. Ich denke da z.B. an einen Mann aus meiner letzten Gemeinde, der als Katholik bei uns in der evangelischen Gemeinde engagiert mitarbeitete, aber neben seiner katholischen Marienfrömmigkeit Dietrich Bonhoeffer und hinduistische Vorstellungen von Reinkarnation schätzte, wenn auch in einer eher eigenwilligen Interpretation.

In der Tat bietet die Corona-Krise Chancen für Kirche und Gesellschaft zur Neuorientierung. Denn mit Matthias Horx bin ich der Meinung: Sie kann uns die Augen öffnen und neue Zukunft entsteht an der Frage, wie wir als Kultur, als Zivilisation, als Wertegemeinschaft, als Kirche, aber auch als einzelne Menschen auf diese Krise reagieren.¹⁶

Konrad Schulz, Nidda

¹⁶ Matthias Horx: Die Zukunft nach Corona, Berlin 2020 S.11



Foto 8: © medio.tv/Socher

Zu Prof. Dr. Gerhard Wegner, „Die nicht-missionarische Anstalt...“ in HPB 4-2020, S. 140ff., Dr. Michael Heymel, „Wohin sollen wir gehen?“ und Dr. Eberhard Martin Pausch, „EKD und EKHN auf gutem Grund?“, in HPB 5-2020, S. 193ff. bzw. 207ff.

Drei Beiträge mit Rezepten gegen den Mitgliederschwund unserer evangelischen Kirche wurden im HPB mit einem Pathos vorgetragen, als ob endlich der Weisheit letzter Schluss gefunden worden sei, der die Kirche doch noch retten könne.

Die meisten der „Zwölf Sätze für die Erneuerung der Kirche“, durch die Michael Heymel (S. 194) eine „Generalüberholung und alles einbegreifende Besserung“ der Kirche erreichen möchte, enthalten allerdings nur dogmatische Richtigkeiten. An wenigen Stellen wird Heymel konkreter, aber auch fragwürdiger.

So zitiert er in Satz 8 Martin Niemölers Einschätzung, der „fortschrittliche Protestantismus habe ‚sich vom christlichen Glauben längst losgelöst‘ und würde ‚deshalb besser als ‚Säkularismus‘ bezeichnet““. Heymel dagegen setzt in seiner Rettungsaktion auf diejenigen als „wahre Protestant*innen, die sich vom Säkularismus verabschieden und in der erfahrbaren Kirche die Gemeinschaft der Heiligen wahrnehmen.“ Aber geht dieser Schuss nicht nach hinten los, wenn man säkular denkende Protestanten, die willig Kirchensteuer zahlen, um kirchlich-diakonische Angebote aufrechtzuerhalten, als „unwahre“ Protestant*innen vor den Kopf stößt?

Auf der anderen Seite will Heymel (Satz 6), dass „Kirchenleute“ under cover „in andere Milieus und Lebenswelten“ hineingehen, „zu Menschen, die mit Kirche und Christentum sonst nichts zu tun haben“. Das lässt mich an die säkularen Fünziger-Vereinigungen denken, zu denen man in meiner Wahlheimatstadt Gießen eingeladen wird, wenn der 50. Geburtstag bevorsteht. Ich bin seit 18 Jahren Mitglied in meinem Jahrgang, komme auch oft mit kirchenfernen Kameraden über religiöse

Themen ins Gespräch. Es wäre aber illusorisch zu meinen, durch solche Kontakte eine (Wieder-)Eintrittswelle in die Kirche hervorrufen zu können.

Auch sein Plädoyer (Satz 7) für den „Gemeindeaufbau ... in Haus-, Gebets- und Bibelkreisen“ kann den Mitgliederschwund kaum aufhalten. Mir war ein Bibelkreis immer wichtig, im Gemeindepfarramt wie in der Psychiatrieseelsorge, da ich mich selbst in ihm zugleich geistlich beheimatet und herausgefordert fühlte. Aber in Gemeinden, die nicht ausgesprochen evangelikal geprägt sind, lassen sich kaum mehr als ein oder zwei Handvoll an Teilnehmenden dafür gewinnen.

Schließlich nennt Heymel es (Satz 11) armselig und kleinmütig, jedem Christen den sonntäglichen Kirchgang freizustellen, und plädiert stattdessen (Satz 10) für eine „verbindliche Kultur des Gottesdienstes“, und zwar im Sinne einer selbstbewusst einladenden Haltung, die „nichts Schöneres“ kennt, „als gemeinsam Gottesdienst zu feiern“. Nirgends, wo ich als Pfarrer tätig war, hat sich eine solche Haltung als Garantie für steigende Kirchenmitgliederzahlen ausgewirkt. Dankbar war ich für die Einsicht, die mir irgendwann im Dorfpfarramt geschenkt wurde, Gottesdienste zunächst mit Freude und Gewinn für mich selbst vorzubereiten und zu feiern. Jede*r, der*die dazu kommt, darf auch etwas davon haben; wer nicht kommt, hat etwas verpasst. Das hat mich vor dem Jammern über leere Kirchenbänke bewahrt und mir die Erfahrung ermöglicht, manchmal auch im Gottesdienst mit ganz wenigen Beteiligten spürbar großen Segen zu erfahren.

Beherrigenswert finde ich Heymels Rat (Satz 2), sich nicht an den Mängeln „der sichtbaren Kirche (und denen ihres Leitungspersonals) festzubeißen“. Allerdings hält er selber sich nicht daran, indem er (S. 194) pauschal gegen die „Beamtenkirche“ wettet. Sie habe in der Corona-Krise auf ganzer Linie versagt (wofür er auf Belege verzichtet),



da es angeblich niemand wagen würde, „Kernbegriffe christlichen Glaubens“ wie „Sünde, Glaube, Vergebung, neues Leben ... menschnah zu erschließen“. Nur: Selbst wenn die Kirche in dieser Hinsicht Mut beweist, stärkt sie damit nicht automatisch die Mitgliederbindung. Lehnt sich etwa die EKD mit Aktionen für Flüchtlinge im Mittelmeer gesellschaftskritisch aus dem Fenster, erntet sie dafür auch scharfe Ablehnung.

Kann man Heymels zwölf Punkte wenigstens als Denkanstoß werten, so erscheinen die (S. 207ff.) in einem „Zwischenruf“ geäußerten fünf kirchenleitungskritischen Punkte von Eberhard Martin Pausch als teils völlig abwegig. Wie soll etwa die von ihm (Punkt 5) propagierte Bildungsarbeit mit Kindern, Konfirmanden und anderen Jugendlichen funktionieren, wenn man (Punkt 4) die dafür nötigen Gemeinderäume verkauft oder vermietet? Trifft man sich dann nur noch in der schlecht beheizbaren Kirche oder in einem der neu zu errichtenden digitalen „Kommunikationsräume“?

Ebenso unsinnig wäre sein Versuch (Punkt 2), die Gemeinden als „Elementarbausteine“ der Kirche dadurch zu stärken, dass man die „mittlere Ebene“ der Dekanate und ihrer Einrichtungen wieder zurückbaut oder gar abschafft – mit der Folge, dass es zwischen den Kirchengemeinden und der EKD nur noch die EKHN als kirchenleitende „mittlere Ebene“ gäbe! Müsste dann nicht sämtliche übergemeindliche Arbeit in den Regionen zentral von Darmstadt aus organisiert werden? Würden nicht wegen jeder strittigen Bauangelegenheit, wie ich es aus der Zeit vor der Stärkung der dekanatsbezogenen „mittleren Ebene“ kenne, Kirchenvorstände bittstellerisch oder fordernd zur Kirchenverwaltung reisen?

Differenzierter geht Gerhard Wegner auf Ursachen des Kirchenmitgliederschwunds und auf Möglichkeiten zu seiner Überwindung ein. Aber auch bei ihm entdeckte ich fragwürdige Vorschläge, die insbesondere auf noch mehr Druck

hinauslaufen, der auf vielfach ohnehin überlastete Mitarbeitende ausgeübt werden soll.

Grundsätzlich plädiert er für eine (S. 144) „mitgliederfreundliche – oder gar konfessionslosenfreundliche“ Kirche. Nun wird zwar jede Kollegin und jeder Kollege im Pfarramt ein Lied davon singen können, wie verheerend sich pfarramtliche Mitgliederunfreundlichkeit, sogar wenn sie vor Jahrzehnten erfahren worden ist, auf die Beziehung zur Institution Kirche auswirken kann, aber grenzt es nicht an pfarrherrlichen Allmachtswahn (der auch bei Pfarrerinnen korrekt so auszudrücken sein mag), zu meinen, man könne durch vorbildliche Mitgliederpflege das seit langem erlebte und weiterhin vorausgesagte Schrumpfen unserer Volkskirche aufhalten?

Da angeblich (S. 142) wir Pfarrer uns „von unserer Zufriedenheit ... mit dem gegenwärtigen Zustand unserer Kirche“ hinreißen lassen, denkt Wegner (S. 148) über äußere „Anreize für Mitgliederbindungsaktivitäten“ nach, etwa „Gehaltszuschläge für diejenigen, denen es gelingt, die Zahl der Kirchenaustritte zu reduzieren oder gar die der Eintritte zu maximieren“. Die in meinen Augen sinnvollen „Jahresgespräche“ der Pfarrer*innen mit dem*der Dekan*in, um mit eigenen Kräften hauszuhalten und die Gemeindearbeit eigenen Stärken entsprechend zu gestalten, karikiert er in diesem Zusammenhang als Orte der Bestätigung dafür, „dass doch im Grunde genommen alles in Ordnung ist, auch wenn vieles nicht klappt“. Eine ähnliche (S. 153) „systemische Eigenresonanz“ stellt Wegner bei Ehrenamtlichen fest, indem „die Frage, ob Kirchenvorstände eine erfolgreiche oder nicht erfolgreiche Arbeit liefern, nicht so sehr über eine genaue Evaluation der Gemeindegemeinschaft beantwortet wird, sondern vor allem durch die Beschreibung des Klimas in den Kirchenvorständen selbst.“ Um dem entgegenzuwirken, denkt er (S. 154) allen Ernstes darüber nach, dass „Kirchengemeinden ... die finanziellen



Folgen von Ein- und Austritten erfahren“ müssten.

Zu Wegners am Rande gestellter Frage, welche „Bedeutung der kirchengemeindliche Kindergarten für die Mitgliederbindung hat“, frage ich mich wiederum, ob er eine Kirchengemeinde durch den Entzug von Mitteln dafür bestrafen will, wenn in ihrem Kinder- und Familienzentrum etwa in der Gießener Nordstadt die Zahl der evangelischen Familien gegenüber den anderschristlichen, muslimischen oder konfessionslosen auf weniger als ein Viertel fällt? Das von ihm beklagte (S. 142) „Überwältigungsverbot“, durch das wir Pfarrer geprägt seien, hat insofern seinen guten Sinn, als gerade in einem von einer evangelischen Kirchengemeinde getragenen multireligiösen Kindergarten die nichtchristlichen Kinder mit ihren Familien eben nicht ausschließlich als Gäste oder gar als Missionsobjekte behandelt werden dürfen.¹

Schließlich halte ich Wegners Überlegungen (S. 146) zu einem Kirchenaustritt, der statt beim Standesamt oder Amtsgericht im Pfarramt zu beantragen ist, für

unvereinbar mit dem Selbstverständnis unserer evangelischen Kirche im demokratischen Rechtsstaat. Wir pochen doch mit Recht darauf, dass die Mitgliedschaft in religiösen Vereinigungen auf Freiwilligkeit beruht. Daher sollte ein Austrittswilliger nicht genötigt sein, sich für seinen Schritt vor einem Pfarrer rechtfertigen zu müssen.

Apropos Nötigung: Wegner beklagt (S. 147) den „Verfall der sozialen Nötigung, Kirchenmitglied zu sein“ und wirft evangelischen Theolog*innen das „Vordringen institutioneller Indifferenz“ vor. „Dass es wirklich nötig, lebens- und heilsnotwendig ist, Mitglied der Kirche zu sein, hört man heute – zumindest evangelisch – nicht mehr.“ Immerhin verzichtet Wegner auf die weitere Engführung, dass außerhalb der evangelischen Kirche kein Heil zu erwerben sei. Aber meint er tatsächlich, dass mehr Menschen für unsere Kirche zu gewinnen seien, wenn man ihnen sagen würde: Wenn du aus der Kirche austrittst, gehörst du zu den Heiden, kommst du in die Hölle? Unter den Kriterien Jesu für das Bestehen im Weltgericht war meiner Erinnerung nach nicht die Kirchenzugehörigkeit zu finden, sondern das Tun der Barmherzigkeit.

Helmut Schütz, Gießen

¹ vgl. dazu

<https://bibelwelt.de/geschichtenteilen-buch/>



Foto 9: © medio.tv/Socher



Peter Zimmerling (Hg.): Handbuch Evangelische Spiritualität – Band 1 Geschichte, Band 2 Theologie, Band 3 Praxis. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2017-2020, 828 / 729 / 926 Seiten gebunden, 50,00 / 49,00 / 60,00 Euro. ISBN 978-3-525-56719-7, 978-3-525-56720-3; 978-3-525-56460-8.

Der Herausgeber des Werkes Peter Zimmerling kommt aus der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau und ist inzwischen ein überregional bekannter Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig. Nach Geleitworten von Nikolaus Schneider, Heinrich Bedford-Strohm, Carsten Rentzing und Wolfgang Huber starten die drei Bände jeweils mit einem Text, in dem Zimmerling Idee und Vorgeschichte des Handbuchs skizziert. In ihm verweist der Verfasser auf seine eigenen früheren Arbeiten zum Thema und auf Werke, die zeigen, dass im evangelischen Bereich offensichtlich eine Lücke im Blick auf „Spiritualität“ besteht. Dieses Urteil bezieht sich sowohl auf die wissenschaftliche Theologie als auch auf viele Kirchenmitglieder, die in Unkenntnis der eigenen Traditionen auf esoterische und fernöstliche Spiritualitätsformen rekurrieren oder charismatische und fundamentalistische Angebote aufgreifen.

Angesichts solcher Beobachtungen, lag es nahe, ein Handbuch als Gemeinschaftsleistung vieler Autoren*innen im interdisziplinären Diskurs vorzulegen und die reichen Traditionen evangelischer Spiritualität für die heutige Debatte zur Verfügung zu stellen.

Nach der Bestimmung dieses Zieles muss der Begriff „Spiritualität“ erläutert werden. Der Verfasser nennt kirchliche Stellungnahmen, die belegen, dass der international gebräuchliche Begriff inzwischen allgemein rezipiert ist. Gegenüber den älteren Wörtern Frömmigkeit, Religiosität oder etwa Glaube besitzt er heute einen positiven Klang. Allerdings handelt es sich um einen Begriff, den jede*r leicht verschieden interpretiert.

Deshalb sind alle am Handbuch Mitarbeitenden gebeten worden, in ihrem Beitrag zu umreißen, wie er bzw. sie Spiritualität versteht.

Zimmerling selbst erklärt: „Ich verstehe unter Spiritualität den äußere Gestalt gewinnenden gelebten Glauben, der die drei Aspekte rechtfertigender Glaube, Frömmigkeitsübung und Lebensgestaltung umfasst. Evangelische, d.h. vom Evangelium geprägte Spiritualität wird dabei durch den Rechtfertigungsglauben sowohl motiviert als auch begrenzt.“ (I S.18).

Sodann wird der Aufbau der drei Bände erklärt, die insgesamt eine Gesamtschau evangelischer Spiritualität ermöglichen. Schließlich betont der Verfasser, dass nicht konfessioneller Behauptungswille, sondern der Geist gegenseitiger Bereicherung und komplementärer Ergänzung zwischen Konfessionen und Religionen leitend ist.

Die Zusammenarbeit vieler Autoren*innen lockert die Einheitlichkeit des Werkes auf. Doch setzt der Herausgeber nicht nur in den resümierenden Gedanken ein Gegengewicht, sondern auch in den Einführungen in die einzelnen Bände. Dem gleichen Ziel diene wohl schon eine internationale Tagung zur evangelischen Spiritualität im Februar 2016 in Leipzig, die am Anfang des im Handbuch realisierten Projekts stand. In der Einführung zum ersten Band des Werkes, welcher der Geschichte gewidmet ist, grenzt Zimmerling zunächst das Vorhaben von der Studie des Profanhistorikers Lucian Hölscher „Geschichte der protestantischen Frömmigkeit in Deutschland“ ab, die eher die Konfessionsbildung und Kirchen- und Gemeindeverfassungen behandelt. Zimmerling geht es in dem Handbuch mehr um die Innenseite der theologischen Überzeugungen, wobei die äußeren Frömmigkeitsformen von daher erschlossen werden.

Im Blick auf den Ausgangspunkt in der Reformation skizziert der Verfasser, wie die ursprüngliche Einheit von Theologie



und Spiritualität allmählich zerbrochen ist, um in der Gegenwart vor allem im Gefolge Dietrich Bonhoeffers als Aufgabe neu entdeckt zu werden.

Die Beobachtungen zum historischen Verlauf leiten über zum eigentlichen Inhalt des Bandes, in dem die einzelnen Fachleute zum Teil brillante Beiträge beigesteuert haben.

Die Verwurzelung der Reformation im Spätmittelalter, Johann von Staupitz, Martin Luther, Philipp Melancthon, Zwingli, Calvin, Täufer, Anglikaner sind die ersten Themen. Nur um die Reichhaltigkeit anzudeuten, seien genannt: altlutherische Orthodoxie, Johann Arndt, Jakob Böhme, Johann Gerhard, Paul Gerhardt, Spener, radikaler Pietismus, August Hermann Francke, Johann Albrecht Bengel, Gerhard Tersteegen, Zinzendorf und die Herrnhuter Brüdergemeinde, methodistische Spiritualität, Aufklärung unter unterschiedlichen Aspekten, Hamann, Schleiermacher, Erweckungsbewegung in mehreren Themen, Wichern, deutscher Baptismus, Adolf von Harnack, Albert Schweitzer, evangelische Michaelsbruderschaft, Deutsche Christen, Bekennende Kirche, Dietrich Bonhoeffer, Nachkriegszeit, pfingstlich-charismatische Spiritualität und viele mehr.

Der zweite Band ist überschrieben „Theologie“. Die einzelnen Beiträge sind gruppiert nach den Begriffen Schöpfung, Erlösung, Heiligung. Um anzudeuten, um was es inhaltlich geht, seien die Einzelthemen aufgeführt: Ökologie, Nachhaltigkeit, Naturwissenschaft, Frauen, Männer, Psychologie, Gefühle, Volksfrömmigkeit, Neues Testament, Psalter, rechtfertigende Gnade, Sakrament, Amt, Diakonie, Mystik. Wie schon zuvor ist auch diese Aufzählung nicht vollständig.

Der dritte Band enthält Beiträge zur Praxis der Spiritualität. Die großen Kapitel sind: Kirche und Gemeinde, Gottesdienst und liturgisches Leben, Gebet und Bibellese, Seelsorge und Begleitung, Lebenswelt und Bildung. Der Artikel zum Thema „Bildende Kunst und Spiritualität“ von Hans-Jürgen Kutzner

(III, S. 867-887) behandelt leider nur die Kunst der Vergangenheit im evangelischen Raum und versäumt die vielfältigen Initiativen zu „Gegenwartkunst und Kirche“ (z.B. den Fernsehgottesdienst und die Literatur zum Thema unter www.zentgraf-doktor.de) darzustellen.

Die drei Bände schließen mit hilfreichen Personenregistern, die Bände II und III auch mit Informationen zu den Autorinnen und Autoren. Insgesamt kann man die Leistung nur bewundern. Ein Handbuch muss nicht von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen werden. Man sucht sich mit Hilfe des Inhaltsverzeichnisses und der Register die Abschnitte, die einen besonders interessieren.

In diesem Sinn kann man mit der Stimme, die Augustinus in Mailand in der berühmten Szene seiner Bekehrung hörte, nur sagen: Tolle, lege / Nimm und lies!

Dr. Martin Zentgraf, Darmstadt



Peter Gbiorczyk: Die zwei Reformationen in Landgemeinden der Grafschaft Hanau-Münzenberg (1519–1642) – Die Ämter Büchertal und Windecken.

Shaker Verlag, Düren, 2020. 432 Seiten, 36,80 Euro. ISBN 978-3-8440-6803-0

Im Allgemeinen geht man davon aus, dass sich Reformation vor allem in den Zentren gebildet hat, und von daher weiß man kaum etwas über den Fortgang in den kleinen Dörfern auf dem Land. Es gibt nur ganz wenige Studien, die auf die Entwicklung in einem begrenzten Territorium Bezug genommen haben: Obwohl bis weit ins 19. Jahrhundert hinein der größte Teil der Bevölkerung auf dem Lande lebte, die Kirche das Zentrum des Dorfes war und die gottgewollte Ordnung repräsentierte, ist nur sehr wenig bekannt davon, wie sich Reformation auf dem Land vollzog.

Dies hat Peter Gbiorczyk, bis zum Eintritt in den Ruhestand im Jahr 2005 Dekan im Kirchenkreis Hanau-Land, bewogen, nach seinem Buch über die Entwicklung des Landschulwesens in der Grafschaft Hanau



nun eine weitere Untersuchung zu veröffentlichen, die sich mit der Reformationsgeschichte in den 19 Landgemeinden der Grafschaft Hanau-Münzenberg von 1519 bis 1642 beschäftigt.

Neun Untersuchungsziele (S. 11-13) hat Gbiorczyk sich vorgenommen, die er auf 278 Seiten bestens belegt und in sehr sorgfältiger Weise beschreibt und am Ende der Untersuchung als Zusammenfassung auf sieben Seiten (S. 271-278) darlegt. Dargestellt werden „die Übergänge und Epochen einer zunächst eher lutherischen und dann konsequenter durchgeführten reformierten Reformation im sechzehnten Jahrhundert bis zur Gleichstellung der beiden Konfessionen 1642“ (S.3).

Die Konfessionswechsel vom katholischen zum lutherischen und danach zum reformierten („2. Reformation“) Glaubensverständnis war ganz eng mit dem Ausbau des landesherrlichen Kirchenregiments verbunden. Aber Gbiorczyk zeigt auch auf, dass in den Dörfern die jeweiligen Pfarrer mit ihren jeweiligen theologischen Positionen, die in den Orten politisch Verantwortlichen und die Gemeindeglieder die Veränderungsprozesse in Gang setzten, Widerstand leisteten oder auch verhinderten. „... aufgrund der Selbstverwaltung durch die politischen und kirchlichen Gremien und deren einzelne Akteure, die Presbyterien, Pfarrer und Schulmeister sowie die Schultheißen, Bürgermeister und Geschworenen, und unter anderem durch die Gemeindeversammlungen...(kam es) zu einer maßgeblichen Beteiligung in Unterstützung oder auch Widerstand“ (S.272f).

Kein Wunder also, so der Verfasser, dass es neben der jeweils vorherrschenden Konfessionalisierung auch bleibend traditionelle magisch-abergläubische Volksreligiosität und gelegentlich auch Tendenzen der Ablehnung von Religion gab. „Unter den Einwohnern der Dörfer gab es immer wieder Minderheiten, die die geforderte Teilnahme am lutherisch oder reformiert verstandenen ... Abendmahl aus Überzeugung ablehnten und deshalb

Gottesdienste gar nicht oder nach der zweiten Reformation in benachbarten lutherischen Gemeinden besuchten“ (S.274). Im Übrigen: Auch damals wurde ständig über mangelhaften Besuch der Gottesdienste oder Teilnahme am Katechismusunterricht geklagt!

So schildert Gbiorczyk auch die zahlreichen Strafen und prozessualen Verfahren zur Ahndung vorgefundener Vergehen gegen die religiösen oder moralischen Grundsätze und beschreibt die Hintergründe und Verfahren zu den „Hexenprozessen“ vor dem Landgericht Hanau in den Jahren 1564 bis 1597. Eine weitere intensive Untersuchung gilt dem Verhältnis von Christen und Juden und damit auch der wechselvollen Geschichte von Ablehnung und Verfolgung, aber auch der seit 1603 geltenden Akzeptanz der Juden, wenn freilich in den Folgejahren – wie nicht anders zu erwarten – weiterhin Konflikte zwischen Christen und Juden aktenkundig wurden. Nicht zuletzt, weil auch weiter grundsätzlich ablehnende Haltungen gegenüber den jüdischen Mitbürgern durch vor allem auch reformierte Pfarrer auf den Dörfern auftraten.

Schließlich als weiteres Ergebnis: „Der Dreißigjährige Krieg hatte, wie die oft weitgehende Zerstörung der Dörfer, die Pest und die Schändung und Tötung vieler Einwohner... zeigen, bei allen in den ausgewerteten Dokumenten erkennbaren Bemühungen, das tägliche und auch religiöse Leben immer aufs Neue zu bewältigen und zu gestalten, verheerende Wirkungen“ (S.278). Der Neubeginn in der Reformationsgeschichte der Grafschaft 1642 und die schlussendliche Gleichstellung von überwiegend reformierten und lutherischen Gemeinden seit 1670 beschließt die Aufarbeitung der zwei Reformationen.

Gbiorczyk schreibt (S.13), dass es für seine Untersuchung nötig war, „auf die Dörfer“ zu gehen, um das umfangreiche Quellenmaterial aus den Archiven von Kirchengemeinden oder kommunalen Archiven zu sichten, abzuschreiben und auszuwerten: eine, wie ich finde, sehr



aufwendige, aber wie sich zeigt, auch lohnende Arbeit neben der Auswertung von Akten in Staatsarchiven und Konsistorien. So hat mich gefreut, in der Konkrettheit der Beschreibung der „Dörfer“ und der reichen Kirchenlandschaft der „Ämter Büchertal und Windecken“ vielen Orten zu begegnen, die ich aus meiner Zeit als Vikar und Pfarrer in dieser Region, aus der ich stamme, ganz gut kenne.

Fasziniert hat mich die ungeheure Sorgfalt, mit der Gbiorczyk sein Werk ausgestattet hat: nicht nur, dass ein dreiseitiges, detailliertes Inhaltsverzeichnis einem das Zurechtfinden, aber auch das Wieder-Nachlesen sehr erleichtert; sondern auch ein äußerst umfangreicher Anhang von mehr als 150 Seiten mit Anmerkungen, Quellen- und Literaturverzeichnis, Worterklärungen, Abkürzungen, Namensregister, Orts- und Länderregister, Sachregister, ca. 60 Seiten Quellenanhang und einem Abbildungs-, Tabellen- und Kartennachweis erweitern das Buch auf 432 Seiten. Gerade Letzteres hat einen Umfang von 7 Seiten und unterstreicht, was an reichhaltigem Bildmaterial verarbeitet wurde und es nicht nur gut lesbar macht, sondern auch zum Anschauen und Blättern reizt. Dadurch ist auch der nicht ganz niedrige Preis gerechtfertigt.

Fazit: Das neue kirchenhistorische Buch von Gbiorczyk (übrigens bereits das vierte seit seinem Eintritt in den Ruhestand!) überzeugt durch seine intensive Archivarbeit ebenso wie durch reiche Literaturkenntnis und stringentes Methodenbewusstsein; es liest sich leicht – trotz der bewusst beibehaltenen „mittelalterlichen“ Sprache der Quellen – und ist sorgfältig editiert, mit Ausnahme von einigen wenigen Schreib- und Satzfehlern!

Lothar Grigat, Baunatal



Dorothea Zager: Lichtblicke in Corona-Zeiten – Nicht alles ist abgesagt. Mit einem Beitrag von Raphael Zager. Worms Verlag, Worms 2020. 76 Seiten. 10 Euro. ISBN 978-3-947884-38-4.

Wie können Seelsorgerinnen und Seelsorger in der Zeit der Abstandsgebote Trost und Hoffnung spenden? Dorothea Zager, Pfarrerin der evangelischen Friedrichsgemeinde in Worms, hat einen Weg gefunden: Während der Phase des Lockdowns versendete sie regelmäßig einen „Lichtblick der Woche“ an die Gemeindeglieder. Insgesamt sind so im Laufe dreier Monate 14 kleine Texte entstanden, die nun in einem Band versammelt sind.

All den ausgefallenen Gottesdiensten und verhinderten Veranstaltungen setzt sie entgegen, was *nicht* abgesagt ist: Freundlichkeit zum Beispiel. Oder Phantasie, Kreativität und Gespräche. In jeder ihrer kurzen Betrachtungen widmet sich Dorothea Zager einem dieser Haltepunkte. Ihr genügen wenige Worte, um konkret werden zu lassen, was alles uns in dieser herausfordernden Zeit zu stützen vermag. Mal sind es alltägliche Begegnungen, die geschildert werden. Mal finden sich kleine, mit den Reflexionen verwobene Geschichten. Mal werden Naturimpressionen skizziert oder Liedtexte einer Rockgruppe herangezogen.

Dabei gelingt es Dorothea Zager hervorragend, zwischen der Skylla einer flachen Wohlfühl-Literatur à la „Pflücke den Tag“ und der Charybdis abgehobener theologischer Fachsimpelei hindurch zu gelangen. Denn einerseits erweist sich Zager als Meisterin einer klaren, verständlichen Sprache – Form und Inhalt ihrer Ausführungen zeugen davon, dass sie als Pfarrerin mitten im Gemeindeleben steht. Andererseits laviert die Verfasserin aber nicht um Sperriges und Widerständiges herum. Es gilt eben nicht nur über sonnige Tage, sondern auch über Schuld und Verzeihen zu sprechen oder darüber, dass Hoffnung auch enttäuscht werden kann. Bei jedem Thema wird dessen spezifisch christlicher Hintergrund mitbedacht.

Dorothea Zagers pastorale Miniaturen zu lesen, ist ein echter Gewinn: in religiöser, existenzieller und literarischer Hinsicht.

Dr. Michael Großmann, Achern



ZU GUTER LETZT

Ermutige uns, Technology zu verwenden – ein Smartphone-Gebet

von James Cathcart (deutsch von Christoph Breit)

Seit der Corona-Epidemie üben wir uns darin, alles auch digital tun zu können: Veranstaltungen finden virtuell statt oder werden mindestens hybrid geplant, so dass ich mich auch zuschalten kann. Auch Beten muss nicht analog bleiben – der Blog der Projektstelle social media der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern hat ein Gebet veröffentlicht, welches das Universal-Arbeits- und Lebensmittel Smartphone miteinbezieht. Es stammt von James Cathcart aus der Online-Gemeinde „Sanctuary first“ der Church of Scotland und wurde von Christoph Breit übersetzt. Die deutsche Version veröffentlichen wir mit freundlicher Zustimmung der oben genannten ELKB-Projektstelle <https://kirchedigital.blog/2020/10/15/das-interaktive-gebet/>

Wir verwenden unser Smartphone als Hilfe zum Gebet:

Geh auf deinen Homescreen. Was ist dein Bildschirmhintergrund? Ist es ein Bild eines geliebten Menschen? Eine wundervolle Landschaft? Ein besonderes abstraktes Bild? Vielleicht ist es nur die Farbe blau. Nimm dir einen Augenblick Zeit, Gott zu danken für das, was du auf dem Bildschirm siehst. Oder um Gott zu danken, an was es dich erinnert.

Öffne deine KalenderApp. Denke an die kommenden Termine. Denke an die Menschen, die du treffen wirst, deine Freunde, Familie und Kollegen. Vielleicht gibt es Fristen zu beachten, Projekte abzuschließen, Veranstaltungen vorzubereiten. Nimm dir einen Moment Zeit, um diese Dinge Gott anzuvertrauen.

Geh zu deinen Kontakten. Scrolle zum Buchstaben C und schau dir den ersten Kontakt dort an. Wenn du keinen Kontakt unter C hast, scrolle weiter zum nächsten. Vielleicht ist es jemand, den du gut kennst. Vielleicht kennst du ihn oder sie

kaum. Nimm dir Zeit, für diesen Menschen oder diese Organisation zu beten.

Hast du eine NachrichtenApp? Öffne sie. Wenn du keine App für Nachrichten hast, kannst du auch in deinem Browser nach Nachrichten suchen. Sieh dir die Schlagzeilen an und finde eine, die dich berührt. Nimm dir einen Moment Zeit, um den ersten Absatz der Meldung zu lesen und nimm sie dann mit in ein Gebet zu Gott.

Nun geh zu deinem Fotospeicher. Überfliege die Bilder, bis dir eines ins Auge fällt. Denke an die Person, den Ort, das Objekt auf dem Bild und nimm dir einen Augenblick Zeit, für es, ihn oder sie zu beten oder für das, woran dich das Bild erinnert.

Schau auf die Uhr ... und denke daran, wie du deine Zeit verwendest. Was oder wem du viel oder wenig Zeit gibst.

Check den Batteriestatus deines Smartphones. Ist er niedrig? Oder ist der Akku voll geladen? Nimm dir Zeit, für die mit niedriger Energie zu beten, für Menschen, die mit Problemen physischer oder psychischer Gesundheit kämpfen.

Hat dein Smartphone eine Taschenlampenfunktion? Mach die Lampe an, lass das Licht leuchten. Bete für Gottes Licht an dunklen Orten.

Geh in die Timeline einer Social-Media-Anwendung, wenn du eine hast, und denke an die erste Person, die du wahrnimmst. Bete für sie und was sie heute vor sich hat, wo immer sie auch ist.

Gott im Himmel! Wir beten zu dir, in Demut und aus ganzem Herzen. Ermutige uns, Technology zu verwenden, um Menschen näher zusammen zu bringen und nicht um sie weiter weg zu stoßen. Ermutige uns, achtsamer zu sein wie wir sie verwenden und führe uns oft zu Orten der Ruhe.

Amen



HINWEIS

Zwei Wohnungen in Marburg

vermietet der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck, jeweils in Marburg-Wehrda, Im Paradies 3, in einem Mehrfamilienhaus mit sechs Parteien, sehr gepflegt, ruhige Lage – bevorzugt an Mitglieder des Pfarrvereins:

a) 4 ZKB, Balkon, EG mit ca. 78 m². Kaltmiete 477,00 €, zzgl. Nebenkosten 150,00 €, ab sofort.

b) 4 ZKB, Balkon, 2. OG mit ca. 78 m². Kaltmiete 477,00 €, zzgl. Nebenkosten 150,00 €, ab 01.02.2021.

Energieausweis ist vorhanden. Auskunft erteilt und Bewerbungen nimmt an: Frau Christine Müller, KKA Kirchhain-Marburg unter 06421-16991-124 oder Christine.mueller@ekkw.de.



Foto 10: © medio.tv/Socher

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser*innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autor*innen wieder, nicht unbedingt die der Pfarrvereine oder der Schriftleitung. Namentliche Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autor*innen. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen können die Herausgebenden keine Gewährleistung oder Haftung übernehmen. Sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen im Rahmen der Verhältnismäßigkeit des Aufwands überprüft. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Martin Franke, Paulusplatz 1, 64276 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 405-299. E-Mail: schriftleitung-pfarrverein@ekhn.de

Redaktionsbeirat: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de;

Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 6 01 19 83, Fax 3075-29-281;

Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92;

Pfr. Mathias Moos, Kirchplatz 1, 56357 Marienfels, E-Mail: kirchengemeinde.marienfels@ekhn.de

Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

Bettina von Haugwitz, Alte Dorfstrasse 34, 63594 Hasselroth, Bettina.vonhaugwitz@ekkw.de, Tel. (0178) 6245380

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Werner-Heisenberg-Straße 7, 34123 Kassel. Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächsten Ausgaben:
21. 12. 2020 für HPB 1-2021 und
22. 2. 2021 für HPB 2-2021



Klick auf die Seitenzahl springt zum Beitrag

Editorial	234	Briefe der Lesenden	264
Institutionen		Für Sie gelesen	
Stabilisierung von Ordnung durch Repräsentation? von Professor Dr. Michael Moxter	235	Peter Zimmerling (Hg.): Handbuch Evangelische Spiritualität – Band 1: Geschichte, Band 2: Theologie, Band 3: Praxis. Dr. Martin Zentgraf	273
11 Leitsätze der EKD „Kirche auf gutem Grund“ – Selbstmord aus Angst vor dem Tod von Dr. Martina Janßen	249	Peter Gbiorczyk: Die zwei Reformationen in Landgemeinden der Grafschaft Hanau-Münzenberg (1519–1642) – Die Ämter Büchertal und Windecken. Lothar Grigat	274
Poimenik Seelsorge an der Kirchentür von Joachim Baier	252	Dorothea Zager: Lichtblicke in Corona-Zeiten – Nicht alles ist abgesagt. Dr. Michael Großmann	276
Preacherslam „Ich hätte nie gedacht, dass ein kaputtes Schloss zum Küssen anregen kann“ von Dr. Heike Springhart	256	Zu guter Letzt Ermutige uns, Technology zu verwenden – ein Smartphone-Gebet von James Cathcart (deutsch von Christoph Breit)	277
Kirche mit Hoffnung Investitionen in den Geist von Dr. Alexander von Oettingen	261	Hinweis Zwei Wohnungen in Marburg	278
Ruhestandsinfo Kurhessen-Waldeck Kirchliche Email-Kommunikation auch nach dem aktiven Dienst möglich von Lothar Grigat	263		